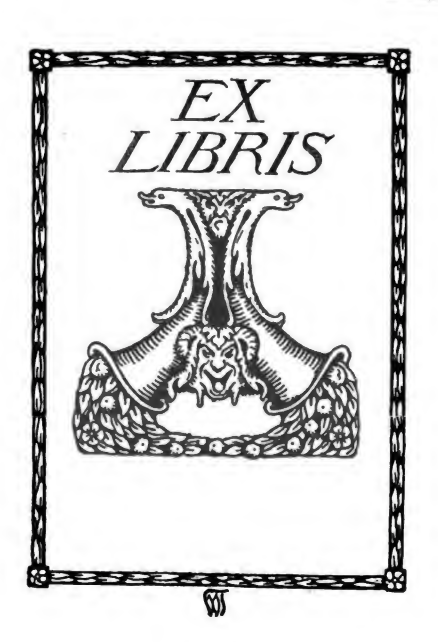


Aristoteles

Fritz Mauthner


EX
LIBRIS




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


B
M
C

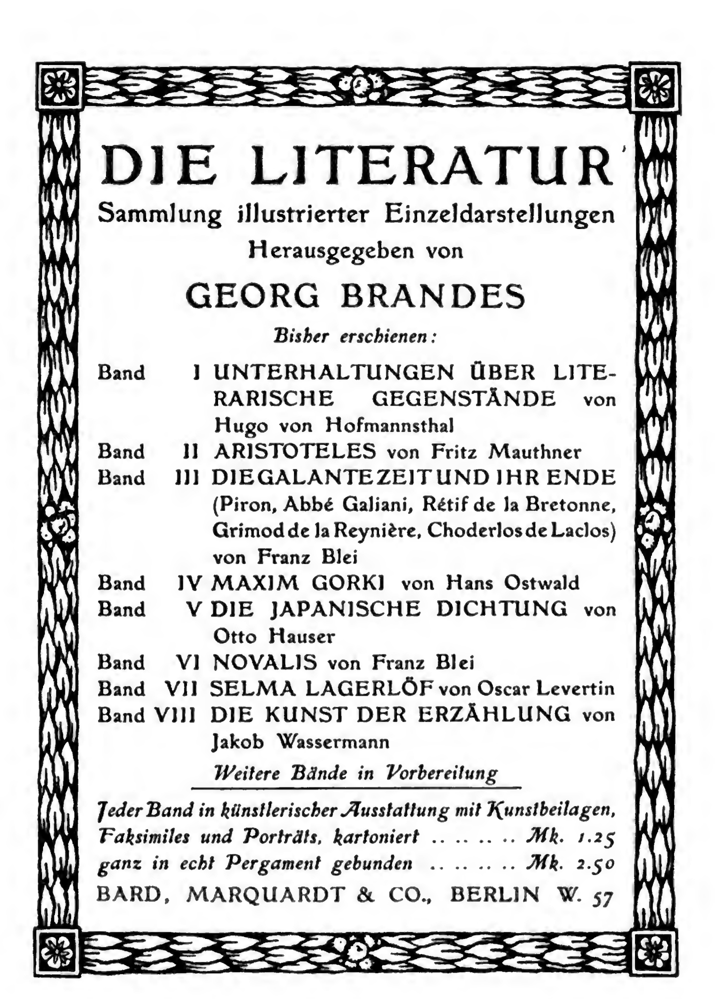
DIE LITERATUR

SAMMLUNG ILLUSTRIERTER EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BRANDES

ZWEITER BAND



DIE LITERATUR

Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

GEORG BRANDES

Bisher erschienen:

Band I UNTERHALTUNGEN ÜBER LITERARISCHE GEGENSTÄNDE von Hugo von Hofmannsthal

Band II ARISTOTELES von Fritz Mauthner

Band III DIE GALANTE ZEIT UND IHR ENDE (Piron, Abbé Galiani, Rétif de la Bretonne, Grimod de la Reynière, Choderlos de Laclos) von Franz Blei

Band IV MAXIM GORKI von Hans Ostwald

Band V DIE JAPANISCHE DICHTUNG von Otto Hauser

Band VI NOVALIS von Franz Blei

Band VII SELMA LAGERLÖF von Oscar Levertin

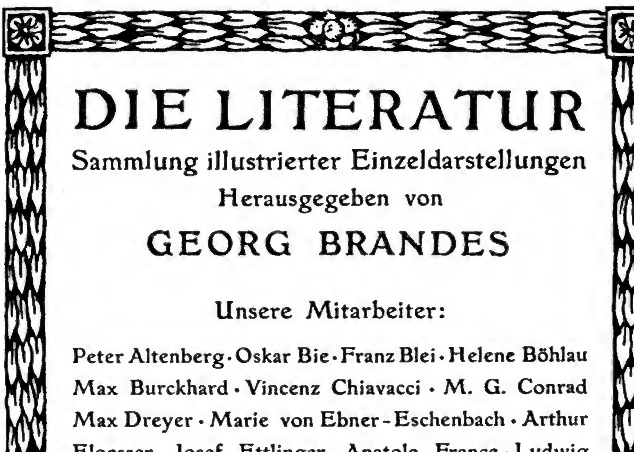
Band VIII DIE KUNST DER ERZÄHLUNG von Jakob Wassermann

Weitere Bände in Vorbereitung

Jeder Band in künstlerischer Ausstattung mit Kunstbeilagen, Faksimiles und Porträts, kartoniert . . . . *Mk. 1.25*

ganz in echt Pergament gebunden . . . . *Mk. 2.50*

BARD, MARQUARDT & CO., BERLIN W. 57



DIE LITERATUR

Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

GEORG BRANDES

Unsere Mitarbeiter:

Peter Altenberg · Oskar Bie · Franz Blei · Helene Böhlau Max Burckhard · Vincenz Chiavacci · M. G. Conrad Max Dreyer · Marie von Ebner-Eschenbach · Arthur Eloesser · Josef Ettlinger · Anatole France · Ludwig Ganghofer · Gustav af Geyerstam · Max Halbe · Heinrich Hart · Julius Hart · Otto Hauser · Ludwig Hevesi · Hugo von Hofmannsthal · Arthur Holitscher · Felix Holländer Arno Holz · Rudolf Kassner · Alfred Kerr · Ellen Key Isolde Kurz · Oskar Levertin · Lynkeus · Fritz Mauthner Max Messer · Georg Freih. von Ompteda · Max Osborn · Hans Ostwald · Felix Poppenberg · Gabriele Reuter · Rainer Maria Rilke · Hugo Salus · Friedr. Spielhagen · Otto Stoessl · Hermann Ubell · Jakob Wassermann · Ernst von Wildenbruch

BARD, MARQUARDT & CO., BERLIN W. 57

Die ersten fünfzig Exemplare dieses Bandes wurden auf mit der Hand geschöpftem Büttenpapier — die Illustrationen auf Kaiserlich Japan-Bütten — abgezogen. Die in einem aparten, kostbaren Ganzleder-Einband gebundenen Exemplare dieser Liebhaber-Ausgabe sind von 1 bis 50 einzeln mit der Hand numeriert. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt zehn Mark. Auch diese Liebhaber-Ausgabe der „Literatur" kann durch jede Buchhandlung bezogen werden





ARISTOTELES

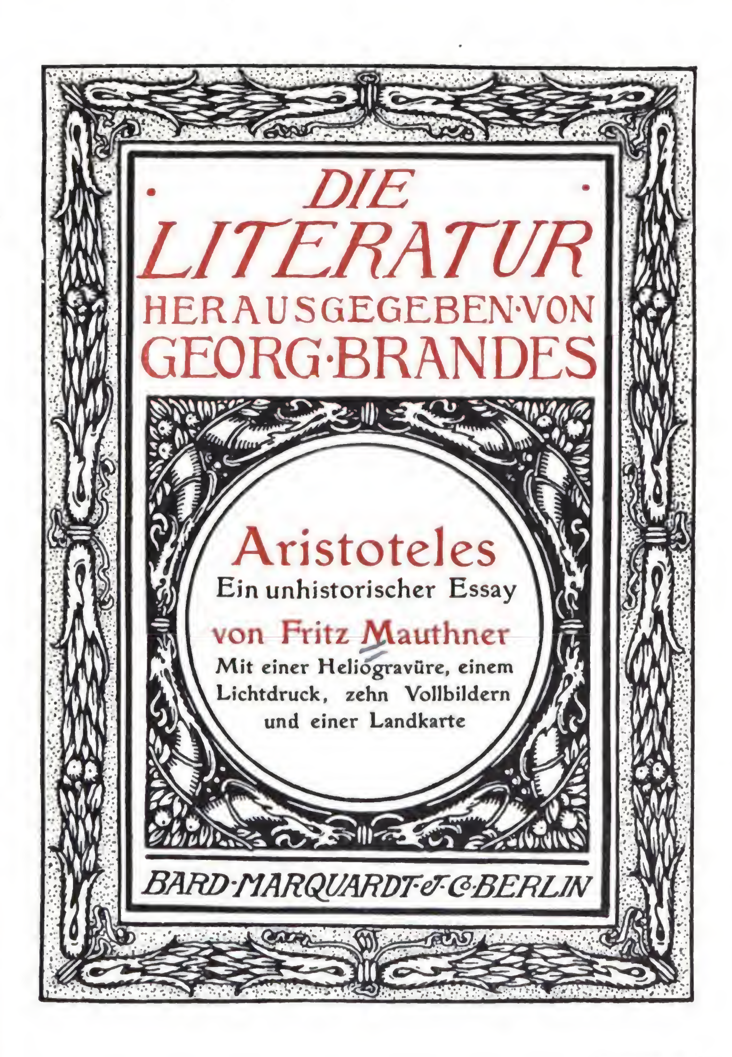


MARQUARDT & C° BERLIN

ARISTOTELES



Rom: Spada Museum


DIE
LITERATUR
HERAUSGEGEBEN·VON
GEORG·BRANDES
Aristoteles
Ein unhistorischer Essay
von Fritz Mauthner
Mit einer Heliogravüre, einem
Lichtdruck, zehn Vollbildern
und einer Landkarte
BARD·MARQUARDT·&·C°·BERLIN

VORWORT ZU ARISTOTELES



ÄHREND DER ARBEIT AN MEINER „Kritik der Sprache" schrieb ich einige Studien zur Geschichte der Philosophie nieder, die die Förderungen und Hemmungen des sprachkritischen Gedankens durch die bedeutendsten Philosophen darstellen sollten. Die Übersicht hätte zu große Lücken, als daß ich das Ganze in absehbarer Zeit veröffentlichen könnte. So bringe ich vorläufig einzelne abgeschlossene Stücke, die hoffentlich einem allgemeinen Interesse begegnen können. Hier biete ich einen Versuch über Aristoteles, den ich einen unhistorischen Versuch nennen will, weil die Auffassung bewußt auf die Pietät wie auf die Heuchelei des Historismus verzichtet und alle Rechte der Gegenwart in Anspruch nimmt. Die Entstehungsweise dieser Studie mag es entschuldigen oder erklären, daß für den Fachmann da ein Wort zu viel, für den Laien dort ein Wort zu wenig steht.

Die Arbeit hätte furchtbar gelehrt auftreten können, wenn ich zu jedem Satze die Quellen zitiert hätte. Einige Literaturangaben am Schlusse mögen diesen Mangel ersetzen.

Seit Stirner und Ibsen ist es keine fremde Vorstellung mehr, daß wir die Leichen unserer geistigen Vergangenheit mit uns herumtragen, daß wir in unserem Denken die Gespenster der Vergangenheit mitschleppen. Der Historismus und Alexandrinismus unserer Zeit hält diese Leichen für lebendig, glaubt an diese Gespenster. Zum mindesten aber

sollen die Gräber der Männer mit Ehrfurcht behandelt werden, die irgend einmal im Wechsel der Jahrhunderte für große Wohltäter der Menschheit gehalten worden sind. Fügen wir uns genau dieser Forderung, so verwandeln wir blühendes Land langsam in eine ungeheure Gräberstätte. Auf der wir nur andächtig beten, nicht die Arbeit verrichten dürfen, die not tut. Nicht alle Gräber berühmter Männer haben für uns die gleiche Bedeutung. Es gibt Gräber, vor denen wir in weihevollster Stimmung erschauern; in ihnen schlafen Männer, die uns noch leben, denen wir unser Bestes verdanken. In anderen Gräbern, die darum geschont und gepflegt sein wollen, schlafen Männer, die für viele unter uns tot sind, unserem Volke aber lieb und wert. Noch andere Gräber jedoch sind nur um ihrer selbst willen da, Gräberruinen, die nur von gekünstelter Verehrung vor dem Verfall bewahrt worden sind. Die Pietät vor solchen Gräbern ist falsch, wenn sie dem Leben im Wege steht.

Grunewald, im Mai 1904

F. M.

MITTELGRUPPE AUS RAFFAELS SOG. „SCHULE VON ATHEN"



Rom: Vatikan

PLATON ARISTOTELES



RISTOTELIS LOGICA IPSIUS DEI logica est (Die Logik des Aristoteles ist die Logik Gottes). Diese Worte stehen handschriftlich in meiner alten griechisch-lateinischen Ausgabe des Organon. Sie sind einem Werke von Gutke entnommen, einem einst berühmten, unglaublich bornierten und ebenso unglaublich gläubigen Aristoteliker aus Kölln an der Spree. Auch sonst ist Aristoteles nicht selten mit Gott verglichen worden. In seiner Physik spreche er als Mensch, in seiner Moral als Gott. Ein spanischer Theologe meint, Aristoteles sei über Menschenkraft in die Geheimnisse der Natur eingedrungen; also müsse ihm ein guter oder ein böser Engel beigestanden haben. Agrippa nennt ihn einen Vorläufer von Jesus Christus. In solchem Ansehen stand Aristoteles etwa fünfhundert Jahre lang, vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. In dem ungeheuern Schulbetriebe dieser ganzen Zeit war er nicht ein Philosoph neben andern, sondern „der" Philosoph. Einzelne Gegner, die sich schon damals zum Worte meldeten, glaubten ihn nicht wie einen andern mangelhaften Schriftsteller bekämpfen zu dürfen; auch ihnen war er groß als der Antichrist. Die Gegner des Aristoteles wagten aber nicht viel weniger als die Gegner der Bibel. Fünfhundert Jahre lang lasteten des Aristoteles Lehren von Gott und Welt wie ein kirchliches Dogma auf den Geistern.

Der Ruhm des Aristoteles ist noch weit älter. Schopenhauer irrt, wenn er einer eitlen Tendenz zuliebe behauptet, Aristoteles sei erst zweihundert Jahre nach dem Tode berühmt geworden. Der Schüler Platons, der Lehrer Alexanders

des Großen, setzte sich durch Vielschreiberei sofort durch. In der Spätzeit der Griechen hatte er allerdings noch Nebenbuhler. Dann aber, in der Zeit der lateinisch-christlichen Kultur, wuchs seine Macht ruckweise mit dem Bekanntwerden seiner Schriften. Die Araber waren es schließlich, die seinen Sieg im Abendlande vollendeten. Durch die Araber wurde der Heide Aristoteles zum einzigen Philosophen der christlichen Welt. Die tiefsten Kämpfe des ausgehenden Mittelalters wurden um Aristoteles geführt, mit den Kunstworten des Aristoteles. Volle zweitausend Jahre lang, von Alexanders Weltherrschaft bis ins 17. Jahrhundert hinein, haben die Schlagworte des Mannes das Denken beeinflußt, unheilvoll genug. Es gibt kein anderes Beispiel einer so langen Dauer für die Macht eines Wortsystems.

Die Renaissance wollte zu Platon zurückkehren, dem alten Gegner des Aristoteles, dem persönlichen Gegner, wenn dem Klatsch der Philosophiegeschichte zu trauen ist. Doch die unfehlbare Stellung des Aristoteles in dem ungeheuern Schulbetriebe blieb unerschüttert. Erst die wissenschaftlichen Taten von Kopernikus, Kepler und Newton vermochten das Gebäude zu stürzen, das einem Gassendi noch trotzte. Noch Molière spottet über die Schule des Aristoteles wie über einen lebendigen Feind. Sganarelle ruft (in Le mariage forcé): *On me l'avait bien dit que son maître Aristote n'etait rien qu'un bavard.*

Zwei Jahrtausende brauchte Aristoteles, um sich auszuleben. Dann schien er gestorben zu sein wie die griechischen Götter. Die Naturwissenschaft suchte ihre eigenen Wege und die Philosophie begann sich von des Aristoteles Kategorien zu befreien. Kaum daß die Werturteile des Philo-

sophen (Moral und Ästhetik) erhalten blieben, in den Worten wenigstens; neuer Wein wurde allenthalben in die alten Schläuche gegossen. Aufmerksame Beobachter hätten freilich sehen können, daß auch auf diesen Gebieten die alte Flagge eine neue Ladung deckte. Weder in der Kunstübung von Corneille und Racine, noch in der Dramaturgie Lessings war der wirkliche Aristoteles lebendig. Nur die Tradition lebte, sich auf ihn zu berufen.

Noch aufmerksamere Beobachter hätten schon damals entdecken können, daß das immer so gewesen war, daß jedes Jahrhundert seinen eigenen Geist im Namen des Aristoteles gelehrt hatte, daß weder in der Metaphysik noch in der Physik des Philosophen die wissenschaftliche Arbeit zweier Jahrtausende vorweggenommen war: daß man zu allen Zeiten die gesamte Kulturentwicklung in ihn hineingelegt und ihn so zum Riesen gemacht hatte.

Dieser Einsicht widersetzte sich nach dem Ausgang und Hingang der Aristoteles-Schule ein neues Schlagwort, das jetzt erst aufkommende Dogma vom klassischen Altertum. Aristoteles war nicht mehr „der" Philosoph; aber er wurde neben den andern Erscheinungen der Antike, neben den toten Symbolen der griechischen Mythologie und neben den Stilübungen römischer Dichter mit abergläubischer Verehrung genannt. Die Tradition wirkte weiter. Wortabergläubisch, wie kein wirklich großer Denker, hatte Aristoteles die Kompilation eines Weltbildes zusammengeschrieben. Der Wortaberglaube von zwei Jahrtausenden war von dieser Kompilation nicht losgekommen. Jetzt noch, bis in die Gegenwart hinein, klammert sich der Wortaberglaube an den tönenden Namen.



Schopenhauer, der Wiedererwecker von Platons Ideenlehre, übt an Aristoteles unzünftige Kritik. Er scheint ihm den Titel eines Philosophen abzusprechen, wenn er ihn zu den „Ungenialen“ rechnet, wenn er ihm Mangel an Tiefsinn vorwirft, wenn er seine Metaphysik größtenteils ein Hin- und Herreden über die Philosophien seiner Vorgänger nennt (sein Vorgehen dabei sei wie eines, der von außen die Fenster einschlägt), wenn er die Lebhaftigkeit der Oberflächlichkeit die schwache Seite seines Geistes nennt. „Daher denkt sein Leser so oft: jetzt wirds kommen; aber es kommt nichts.“ Trotzalledem staunt derselbe Schopenhauer über des Aristoteles tiefe Einsicht, über die Teleologie, bewundert ihn sogar als Zoologen, so oft es ihm in den Kram seines Systems paßt. Dann beruft er sich auf den Ruhm des Philosophen, dann zitiert er ihn als eine Autorität.

Lewes hat ein glänzendes Buch über Aristoteles geschrieben und darin den Beobachter ebenso wie den Denker in seiner ganzen Blöße gezeigt. Vor dem Positivisten besteht kein Zug von des Griechen nüchterner Naturphilosophie. Dennoch beugt sich auch Lewes im Schlußkapitel vor dem Namen Aristoteles; das letzte Urteil werde unsere Vorstellung von seiner Größe zwar beträchtlich modifizieren, aber kaum verkleinern.

F. A. Lange, der unabhängige Geschichtsschreiber des Materialismus, erkennt in Aristoteles das Urbild des Verkehrten; aber auch Lange scheut das Dogma vom klassischen Altertum und spricht von des Aristoteles System als von dem vollendetsten Beispiel wirklicher Herstellung einer einheitlichen und geschlossenen Weltanschauung, welches die Geschichte uns bisher gegeben habe. Ebenso verfahren

Kirchman und Eucken. Sie sehen alle Flecken, halten sie jedoch für Sonnenflecken, weil man zweitausend Jahre lang geglaubt hatte, Aristoteles wäre das Licht der Welt. So sehr ist Aristoteles auch nach dem Hingang seiner Schule ein Herrscher geblieben, daß die Kritik sich nur byzantinisch, nur offiziös an ihn heranwagt. Hat doch erst vor kurzem ein Philosophieprofessor ein harmloses Gelegenheitswort gegen Aristoteles, daß er nämlich der „Anwalt" des finstern Mittelalters gewesen sei, ein Sacrileg genannt.

So haftet der alte Namensaberglaube immer noch an der Lautgruppe: Aristoteles. Das halbe Jahrtausend, in dem er die alleinige Quelle, der unfehlbare Lehrer aller Wissenschaften hieß, ist freilich überwunden. Doch mit herkömmlicher Scheu wird er überall der Vater aller Wissenschaften genannt. In Wahrheit war er einer der Väter der christlichen Theologie. Nicht der christlichen Weltanschauung. Das Christentum hatte seine tiefsten Ideen der weltflüchtigen Sehnsucht der Neuplatoniker entnommen. Die Kirchenväter waren noch keine Aristoteliker. Nur der Vater der christlichen Theologie, der begriffsspalterischen, wortabergläubischen, scholastischen, fast möchte ich sagen: talmudischen Gottesgelahrtheit des Mittelalters war Aristoteles. Dieser Ruhm soll ihm ungeschmälert bleiben. Wer ihn jedoch den Vater aller unserer Natur- und Geisteswissenschaften nennt, der schreibt das in seinem Buche andern Büchern nach und aus, der hat die Schriften des Aristoteles nicht selbst oder doch nicht selbständig gelesen.

Aber das Eine soll wohl ausgemacht sein und bleiben, daß Aristoteles der Vater der Logik war, ihr Begründer und ihr Vollender zugleich. Kein Geringerer als der Meister

philosopischer Abstraktion hat seine Autorität dafür eingesetzt, Kant, der in der zweiten Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft sagt (was sehr oft und niemals richtig zitiert wird), daß die Logik seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts hat tun dürfen, daß sie auch bis jetzt keinen Schritt vorwärts hat tun können. Der große Jongleur mit abstrakten Begriffen, Hegel, hat sich in dieselbe Kerbe verhauen. Ich möchte nicht mit J. H. von Kirchmann glauben, daß Kant und Hegel nicht einmal die „Analytiken" sorgfältig gelesen haben könnten, da sie sonst den Fehler einer solchen Überschätzung nicht begangen hätten. Gewiß ist, daß die formale Logik von den Nachfolgern besser und logischer dargestellt wurde, als von ihrem Begründer, daß das letzte Jahrhundert (von Mill bis Sigwart und Schuppe) beträchtlich über die bloß formale Logik hinausgegangen ist.

* * *

Noch zu schreiben, für einen Mann zu schreiben, der unmögliches Wissen mit übermenschlicher, entarteter Einsicht vereinigte, wäre eine wirkliche Geschichte der Logik, eine Geschichte des menschlichen Denkens, die Entwicklung also des menschlichen Gehirns, wobei sich dann zeigen würde, welch ein Mißverstand in der Theorie und welch ein Schwindel in der Praxis die Hegelsche Selbstbewegung der Begriffe war. Die Geschichte des Denkens wäre etwa der langsamen Bewegung einer Schafherde zu vergleichen, deren viele Schafe, ungleich und dennoch analogisch, von jedem Grashälmchen verlockt ihres Weges ziehen; die Geschichte der wissenschaftlichen Logik aber wäre zu vergleichen den Sprüngen des einen Schäferhundes, der auf

und nieder läuft, die Herde umkreist, auch wohl bellt und beißt, aber im ganzen der Bewegung der Herde folgen muß. Nur daß die Richtung einer Schafherde am Ende doch vom Hirten gelenkt wird; die Richtung des Denkens jedoch nur von den armen Grashälmchen und deren zufälligem Wachstum. Wenn man nämlich nicht einsehen will, daß auch die Absicht des Schäfers immer gelenkt wird von dem Wachstum unzähliger Grashälmchen, welche zusammen gute Weide heißen.

Es ist aber klar, daß eine solche wahre Geschichte des Denkens nur eine Geschichte der menschlichen Sprache wäre.

Man hat ja die Geschichte der Logik oft geschrieben, nämlich die Geschichte seit vorgestern, seit Aristoteles. Und wenn man vorher noch die sieben Weisen Griechenlands nannte, so glaubte man das Wißbare zu wissen.

Man dachte sich die Sache so, daß es irgendwo seit Urzeiten eine Logik gäbe, wie es eine Mathematik gibt, und daß die Geschichte der Logik darin bestände, zu erzählen, wie die „Gesetze" dieser ewigen Logik allmählich entdeckt wurden gleich mathematischen Gesetzen. Nun gibt es im Reiche der Wirklichkeit weder eine Mathematik noch eine Logik. Es gibt aber unveränderliche Maßverhältnisse zwischen den Dingen; unveränderliche Erkenntnisverhältnisse zwischen Gehirnen und Dingen gibt es nicht.

Die wenigen wirklich ewigen Gesetze der Logik sind Armseligkeiten, Tautologien wie A = A. Alle wirksamen Denkgewohnheiten mußten sich entwickeln. Und da es eine Zeit gab, wo noch kein Gehirn auf Erden dachte, so mußten die Denkgewohnheiten auch einen Anfang genommen haben. Und wie die menschliche Sprache nur etwas ist zwischen

den Menschen, so auch ihr Denken nur etwas zwischen den Menschen.

Gedacht hat der Mensch, seitdem er ist. Über das Denken des Tiers hinaus hob sich das Denken des Menschen, als er anfing, die Beobachtung von Ähnlichkeiten in seinem Gedächtnis durch Lautzeichen aufzuspeichern. In den Worten „Rind" und „Tier" war schon eine Menge Material beisammen, an welchem die spätere Logik sich üben konnte. Vorsprachliches Denken — im menschlichen Sinne — hat es nicht gegeben; aber wohl vorlogisches Denken, das nicht schlechter war als das nachlogische. Unsere wichtigsten Kenntnisse von der Natur stammen aus der Zeit des vorlogischen Denkens.

Gewiß ist, daß die Logik, so wie sie im Abendlande in Geltung stand oder steht, von Aristoteles begründet wurde. Dieser geringe Ruhm gebührt den Griechen unbestreitbar, auch wenn sich herausstellen sollte — worauf ich noch zurückkommen werde —, daß des Aristoteles Begriffsanalyse mißverstandene grammatische Analyse war, der gleichzeitigen und schon entwickelten Grammatik Indiens vielleicht entlehnt. Die Prioritätsfrage ist für so entlegene Zeiten gar nicht zu lösen; ist sie doch oft im vollen Lichte der Gegenwart unlösbar. Wie aber die erste Regung griechischer Naturphilosophie auffallend mit einer verwandten religiösen Bewegung im Orient zusammenstimmt, so wäre es auch gar nicht wunderbar, wenn die Keime zu des Aristoteles logischen Übungen aus dem Orient gekommen wären. Schon Goethe sieht einmal eine Ähnlichkeit zwischen der talmudistischen Bibelerklärung und dem Geiste des Aristoteles. Selbstverständlich will ich mich dabei nicht stützen

OLOMEVS POSVIT



auf die unhaltbaren und albernen rabbinischen Legenden, nach denen Aristoteles zum Judentume bekehrt worden oder gar von Geburt Jude gewesen sei, nach denen er seine abgründige Weisheit den seitdem verlorenen Schriften Salomonis verdankte.

Die Geschichte der griechischen Logik vor Aristoteles ist eine Geschichte der Rhetorik. Die Sophisten waren in der Praxis wie in der Theorie Rhetoriker. Es machte einem der berühmtesten unter ihnen, dem geistreichen Gorgias, gar nichts aus, ein Werk zu betiteln „Über das Nichtseiende oder die Natur"; so wurde die Sprache mit Bewußtsein auf den Kopf gestellt.

Sokrates, der zu den Sophisten gehört wie Jesus zu den Juden, hatte niemals die Absicht oder die Ahnung, eine Logik oder Denklehre aufzustellen. Er wirkte dennoch außerordentlich dadurch, daß er — unschuldig und rücksichtslos wie ein Kind — die Worte gar nicht zu verstehen vorgab und jedesmal fragte: „Was ist das?" Seine Ironie bestand darin, daß er wohl wußte, in seinem ehrlichen Nichtwissen der Wohlweisheit der andern sehr überlegen zu sein. Damit, daß er sich von der launenhaften, subjektiven Geistreichelei der übrigen Sophisten abwandte, und bei jedem Wort erforschen wollte, was die Leute dabei sich vorstellten, daß er also — ohne Denklehre, immer noch vorlogisch — von den Worten der Sprache auf die Vorstellungen und folglich auf die Sinneseindrücke zurückging, damit wird Sokrates zum ersten Vorgänger einer Kritik der Sprache. Doch ist über das Denken des Sokrates so schwer etwas Sicheres zu behaupten, wie über die Lehre Jesu Christi; in beiden Fällen besitzen wir nur die Aufzeich-

nungen begeisterter, aber relativ subalterner Jünger. Des Sokrates Enkelschüler Aristoteles hat seines Geistes keinen Hauch mehr verspürt.

Prantl sagt über Aristoteles: „Gerade die feinsten und tiefsten Momente, durch welche die aristotelische Logik mit Recht beanspruchen darf, den eminentesten Erscheinungen der menschlichen Kulturgeschichte beigefügt zu werden, fanden bald nicht mehr das richtige Verständnis, sondern nachdem von dieser tief philosophisch gedachten Logik das äußerlich handgreifliche und mehr technische Material teils herausgerissen und exzerpiert, teils mit leicht erkaufter technischer Fertigkeit erweitert und dann wieder exzerpiert worden war, diente die nun so genannte Logik fast ausschließlich nur einer Schul-Dressur, und die hohlsten Köpfe, welche diese Dressur sich selbst angeeignet hatten, pflanzten dieselben auf die Jüngern fort; so kam es, daß in dieser Erbfolge der trivialen Logiker fast jeder nur seinen Vormann vor Augen hatte, dabei aber mit unbeschreiblicher Naivität doch Aristoteles als der ursprüngliche Urheber dieser Logik galt; es ging mit Aristoteles ähnlich wie mit dem Neuen Testamente.“

Prantl also, der gelehrte und von allen Nachfolgern — eben auch von mir — häufig geplünderte Geschichtsschreiber der abendländischen Logik, unterscheidet zwischen zwei Logiken: der heute noch gelehrten Schullogik, die er als von Aristoteles abgefallen preisgibt, und der echten Lehre, die er tiefphilosophisch gedacht nennt. Nun führt aber unsere Schullogik historisch unbedingt auf Aristoteles zurück; es ist der Haupttitel seines Ruhms, daß er die Denkgesetze für Jahrtausende unverrückbar festgestellt haben soll,

wie Euklides die Prinzipien der Geometrie. Wenn nun unsere Schullogik nichts taugt, so ist dieser Ruhm des Aristoteles nicht länger aufrecht zu halten, da der ungeheure Erfolg nicht ihm, sondern seinen mechanischen Fortsetzern gebührt. Der Fall läge dann so, daß Aristoteles gefeiert würde für eine Tat, die nicht die seine war; daß aber sein echtes Werk unverstanden geblieben wäre und noch auf eine Auferstehung harrte. Ich glaube aufweisen zu können, daß seine Logik sich von der furchtbar trockenen Schullogik seiner Fortsetzer nur durch gewisse Unklarheiten unterscheidet, durch ganz unreife allgemeine Vorstellungen, in deren abstrakte Bezeichnungen jeder Aristoteliker seit zwei Jahrtausenden bequem hineindenken konnte, was die Zeit jedesmal verlangte. Ich brauche für verständige Leser nicht hinzuzufügen, daß gewisse Partien dieser Logik trotzdem jede rein historische Betrachtung zur Achtung verleiten können und sollen. Auch das Planetensystem des Ptolomäos ist für den Historiker merkwürdig; nur gelten darf es nicht mehr wollen. Die Welterklärung des Aristoteles soll aber weiter gelten, wenn wir auf unsre alexandrinische Gelehrtenwelt hören. Trotzdem schon Voltaire gesagt hat: *On ne la comprend guère; mais il est plus que probable qu'Aristote s'entendait, et qu'on l'entendait de son temps.*

Und doch steht schon an der Schwelle des Systems, das Aristoteles ausgearbeitet hat, die Warnung vor einem Philosophen, der die Sprache in ihrem Wesen nicht begriffen hat, — eine Warnung, auf die weder Aristoteles selbst noch später jemand gehört hat.

Es handelt sich mir da um den Gegensatz zwischen apodiktischem und dialektischem Wissen. Schon vor Ari-

stoteles hatte man drei Arten des Denkens unterschieden: erstens das apodiktische oder beweisende, auf absolut gewissen Prinzipien logisch gebaute Denken, welches lauter ewige Wahrheiten zutage fördert; zweitens das dialektische Denken, welches zwar logisch fortschreitet, aber doch nur von der Meinung eines einzelnen ausgehend den Teilnehmer an der Unterredung zu überzeugen sucht und darum nur Wahrscheinliches ermittelt; und drittens das sophistische Denken, welches mit Bewußtsein Unwahres zu beweisen sucht. Die Sophistik scheidet als Mißbrauch der Logik aus. Für die Apodiktik jedoch und für die Dialektik erkennt Aristoteles die Sprache als das gemeinsame Werkzeug an.

Nun hätte sich ein Aristoteles sagen müssen, daß es doch mit dem Teufel zugehen müßte, wenn das gleiche Werkzeug, die Sprache, einmal zum Auffinden der Wahrheit, dann wieder nur zu einer Annäherung, einer Wahrscheinlichkeit tauglich sein sollte, wenn wir an den Worten einmal das letzte Wesen der Dinge besäßen, ein andermal nur mangelhafte Vorstellungen. Es tritt auch hier wieder die kindliche anti-nominalistische Vorstellung zutage, nach der Aristoteles in den Artbegriffen das Geheimnis der Arten, die Lösung des Welträtsels zu besitzen glaubte. Übrigens herrscht im Gebrauche des Wortes *λογος* bekanntlich eine heillose Verwirrung. Selbst bei dem Verständnis des Wortes „dialektisch“ verwirrt uns der oft wechselnde, namentlich der moderne Sprachgebrauch; die Griechen dachten dabei oft ganz unschuldig an das „Gespräch“, die Plauderei, den Bierbankstreit.

Niemand hat wie Aristoteles den Streit um Worte, das Wortgeschäft feierlich genommen. Trotz Prantl. Aristoteles



C. v. MEGENBERG: BUCH DER NATUR 1475

Allerlei Meerwunder [mit Berufung auf Aristoteles]

ist der berufene Vorgänger der Scholastiker. Auch er würde in dem Satze: „Aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen" das „Nichts" für den realen Stoff der Welt erklären.

Wohl aber hat Prantl sicherlich recht, wenn er seinen Aristoteles in Schutz nimmt gegen den Verdacht, er hätte selbst schon seine Logik als eine Anweisung zur Beschleunigung des Denkgeschäftes aufgefaßt, als eine philosophische Propädeutik, für welche die Logik bald nach ihrem Erfinder galt und wie sie heute noch unsern Knaben und neuerdings auch unsern Mädchen gelehrt wird. Aristoteles selbst macht von seiner eigenen Logik noch nicht den mechanischen Gebrauch, der später üblich wurde und den noch Goethe als Collegium logicum wie etwas Bestehendes parodieren durfte. Aristoteles wollte offenbar in seiner Logik zunächst nicht eine Anweisung zum richtigen Denken geben, nicht die Frage beantworten: Wie sollen wir denken? Er wollte vielmehr erklären: wie wir denken. Das Denken war ihm ein reales Objekt seiner Untersuchung, die nach unserm Sprachgebrauch eine psychologische war. Und gerade an der psychologischen Untersuchung mußte Aristoteles bei dem Stande seiner Beobachtungen scheitern; er nahm sogar die Worte, welche seine banalen Vorstellungen vom Geistesleben bezeichneten, für reale Kräfte.

* * *

Es ist um den Ruhm des Aristoteles eine eigene Sache. Wären seine sämtlichen Schriften schon vor 2000 Jahren verloren gegangen und hätte seine Autorität nicht so unheilvoll, wie sie es tat, die Folgezeit beherrscht, würden diese Schriften nun heute plötzlich aufgefunden werden, so

könnten wir über seine Bedeutung unbefangen urteilen. Und ich glaube, keinem einzigen lebenden Menschen würde es dann einfallen, diesen großen Kompilator unter die Männer zu rechnen, mit denen sich ein Forscher unserer Tage auseinanderzusetzen hätte. Man würde seinen außerordentlichen Fleiß bewundern und man würde mit seiner Hilfe besser imstande sein, ein ungefähres Bild derjenigen Weltanschauung zu entwerfen, die unter den gebildeten Griechen zur Zeit Alexanders des Großen gang und gäbe war. In dieser historischen Betrachtungsweise könnte Aristoteles nur gewinnen. Aber selbst die historische Betrachtungsweise wird erschwert durch die immer wiederkehrenden Versuche, das Denken des Aristoteles in der einen oder andern Beziehung unserem eigenen Denken ernsthaft entgegenzuhalten. Man bedenke einmal — um den Nebenumstand wieder zu erwähnen —, daß die Poetik des Aristoteles im 17. Jahrhundert das Gesetzbuch war, welches die französischen Klassiker, die noch dem heutigen Geschlecht vorgehaltenen Musterschriftsteller, nicht umgehen zu dürfen glaubten, daß im 18. Jahrhundert unser Lessing diese Poetik für so unfehlbar erklärte, wie die Geometrie des Euklides, und daß noch gegenwärtig wenigstens in unseren Schulen an den Lehren dieser Poetik aufrichtig herumgedeutelt wird. So gefährlich steht es nicht mehr um die politischen und um die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles. Aber um seine Metaphysik zerbrechen sich noch zu dieser Stunde nicht nur Geschichtsschreiber der Philosophie die Köpfe, sondern auch Männer, welche aus den Kenntnissen unserer Zeit heraus zu einer neuen Weltanschauung zu gelangen suchen. Vollends seine Logik aber ist noch so sehr

in Geltung, daß man wirklich sagen kann: es werde in unseren Schulen — wenn auch nicht mehr wörtlich — heute noch wie die Geometrie des Euklides auch die Logik des Aristoteles gelehrt. Was z. B. heutzutage in verbreiteten Schulbüchlein, in Grundzügen der philosophischen Propädeutik, genau auf einem Druckbogen gelehrt wird, das ist die alte Logik des Aristoteles. Es ist also immer noch nicht Zeit für eine ruhige historische Betrachtungsweise. Man kann die Religion der Griechen historisch betrachten, nicht aber den Katholizismus. Aristoteles ist katholisch geworden.

Wer die wissenschaftlichen Schriften der Alten zu einem anderen Zwecke lesen wollte, als zu seiner historischen Belehrung, der wird schon nach wenigen Seiten zu der Ahnung kommen, daß diese Bemühungen vollkommen unfruchtbar seien. Wir wissen, daß ein Fortschritt in der menschlichen Erkenntnis nach der Natur unseres Geistes nicht anders möglich ist, als durch neue Beobachtungen. Es war aber die schwache Seite der Griechen, daß sie sich von der Wichtigkeit der Beobachtung keine Vorstellung machten. Es fehlten ihnen nicht nur unsere Teleskope und Mikroskope, unsere Thermometer und Barometer, es fehlten ihnen nicht nur unsere Präzisionsinstrumente, ja selbst der Gedanke an unsere kleinen Maßeinheiten (nach denen unsere Astronomie Tausendstel von Sekunden, unsere Chemie Bruchteile von Grammen abmißt): das wäre nicht das Schlimmste gewesen. Es fehlte ihnen auch der beobachtende Sinn überhaupt, es fehlte ihnen — so seltsam es klingen mag — die Einsicht in den Wert eines sorgfältigen Gebrauchs unserer Sinne. Heutzutage belehrt der erste der beste Präsident eines Gerichtshofs jeden Zeugen darüber,

daß er unterscheiden müsse zwischen seinen eigenen Wahrnehmungen und dem, was er vom Hörensagen wisse. Die Griechen der klassischen Zeit machten diesen Unterschied nicht. Wenigstens Aristoteles, der darum vielleicht nicht zu ihren besten Köpfen zu rechnen ist, berichtet bunt durcheinander, was er selbst oberflächlich gesehen hat, was er aus Büchern weiß und was ihm unwissende Fischer, Jäger und Wahrsager erzählt haben. Und wenn er selbst beobachtet, beobachtet er oft ungenauer als Fischer, Jäger und Wahrsager. Ich werde für diese Behauptung eine Menge Beispiele beibringen und dabei der Analyse von Lewes folgen, teils aus Bequemlichkeit, teils weil ich in diesem immerhin pietätvollen Forscher eine kleine Autorität zu finden hoffe. Lewes hat in seinem Buche über Aristoteles eine hübsche Anzahl von charakteristisch falschen Beobachtungen des Mannes zusammengestellt und hat sie auf den Mangel eines Verifikationsprinzips zurückgeführt. Den Hauptgrund, weshalb Aristoteles für jeden andern als den Historiker unlesbar geworden ist, konnte Lewes nicht auffinden, weil er an der Mitteilbarkeit der Gedanken durch Sprache noch nicht zweifelte.

Der Kritiker der Sprache aber weiß nicht nur, daß Erkenntnis allein durch Beobachtungen gefördert wird, sondern auch, daß alle Begriffe einer Sprache nur abkürzende Zeichen für Sinneseindrücke oder Beobachtungen sind. Was immer deshalb für Aristoteles gilt, das gilt im wesentlichen für alle Philosophen, welche die Einzelheiten der Natur anders sahen als wir. Vernehmen wir ein lebendiges Wort, so ist es das Erinnerungszeichen für unsere Wahrnehmungen; hat nun der alte Schriftsteller dasselbe Wort als Erinne-



C. v. MEGENBERG: BUCH DER NATUR 1475

Von Schlangen und andern vergiften Tieren

rungszeichen für seine Sinneseindrücke benutzt und sind seine Sinneseindrücke von den unseren verschieden, so verstehen wir ihn entweder nicht oder wir verstehen ihn falsch. In diesem Dilemma sind wir dem Aristoteles gegenüber nicht nur, wenn er abstrakte Worte gebraucht, sondern auch oft bei den einfachsten naturwissenschaftlichen Sätzen. Wir haben gelernt, daß unfaßbar solche Worte sind wie: Subjektiv, Erfahrung, Entwicklung, Organismus, Charakter, Naturgesetz usw.; wir werden nun weiter sehen, daß beim Lesen des Aristoteles selbst so konkrete Begriffe wie: Herz, Knochen, Nerven, Gehirn usw. eben so unfaßbar sind. Was unsere Schüler beim Studium der griechischen Philosophen so unsagbar quält, das ist eben das unabweisbare Gefühl, daß sie sich oft nichts bei ihnen denken können. Insbesondere das Studium der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles ist für jeden Nicht-Historiker qualvoll. Was nicht klar wie Wasser auf der Oberfläche der Dinge liegt, das hat er ungenau gesehen; er verbindet darum mit seinen Worten andere Vorstellungen als wir und wir können ihm nicht folgen. Nicht weil wir zu dumm sind für ihn, sondern weil er zu unwissend war für uns. Legen wir aber irrtümlich unsere Vorstellungen in seine Worte hinein, dann kann es allerdings passieren, daß wir ihm die neuen Gedanken eines Newton und eines Darwin zutrauen und damit eine ungeheure historische Fälschung begehen. Man hat verächtlich von der gegenwärtigen Forschung gesprochen und sie im Vergleich mit Aristoteles einen Zwerg auf der Schulter eines Riesen genannt, soweit sie in der Erkenntnis höher stehe als er. Es übertrifft aber an Welterkenntnis nicht die Forschung den Aristoteles, sondern jeder Schul-

knabe. Diesen mag man meinetwegen den Zwerg auf der Schulter eines Riesen nennen, dann ist aber der Riese nicht Aristoteles, sondern die lange Vergangenheit.

Lewes bemerkt richtig, daß Aristoteles leichtgläubig war wie alle Griechen. Er glaubte nicht alles zu wissen, aber er glaubte, die menschliche Vernunft könne alles wissen. In der gleichzeitigen orientalischen Philosophie kommt es bereits zu dem höchsten Gefühl des Menschengeistes, dem der Resignation. Der Prediger lehrt, daß alles Wissen eitel sei. Aristoteles hatte von diesem Gefühl keine Ahnung. Er stand da vollkommen auf dem Niveau des Altertums, welches eigentlich den Zweifel in unserem Sinne niemals kannte. Selbst kühnen Gelehrten fiel es damals nie ein, die Tatsachen nachzuprüfen, auf welche sie ihre logischen Schlüsse stützten. Als ein genialer Astronom (Eratosthenes) zum erstenmale die Länge eines Meridianbogens messen wollte, nahm er leichtgläubig an, die beiden Endpunkte seiner Messung, die Städte Alexandria und Syene, lägen auf demselben Meridian; aber er kam nicht auf den naheliegenden Einfall, diese vermeintliche Tatsache zuerst zu prüfen und so einen groben Rechenfehler zu vermeiden. Wir sehen schon hier die Grundquelle aller Irrtümer bei den Alten, die freilich nicht aufgehört hat, auch bei uns die Grundquelle aller Irrtümer zu sein. Wenn man den Erinnerungen anderer blindlings vertraut und sich nicht auf seine eigenen Sinne verläßt, was ist es dann anderes, als daß man die Worte für das Wesen der Dinge hält? Aristoteles aber war schlimmer als die andern, weil er als Vater der Logik aus Worten Schlüsse zog und diese Schlüsse erst recht nicht an den Tatsachen prüfte.

„Was Erklärung einer Erscheinung durch Entdeckung ihrer Ursache genannt wird, ist einfach die Vervollständigung ihrer Beschreibung durch das Nachweisen einiger zwischenliegender Details, welche der Beobachtung entgangen waren. Die Erscheinung wird unter neuen Beziehungen betrachtet. Sie wird klassifiziert. Sie ist nicht mehr isoliert, sondern wird an bekannte Tatsachen angeknüpft; so wenn das Aufsteigen einer Flamme und das Fallen eines Apfels als besondere Fälle einer allgemeinen Tatsache angesehen werden.“ (Lewes.)

Von dieser Wahrheit mußte Aristoteles weit entfernt sein, weil sie erst seit einigen Jahrzehnten langsam aufzudämmern beginnt und noch nicht einmal heute von allen forschenden Köpfen Besitz ergriffen hat. Was Galilei eine Erklärung des Falls genannt hatte, Newton eine Erklärung des Sternenlaufs, Darwin eine Erklärung der Artenentstehung, das war im grunde nur eine genauere Beobachtung und Beschreibung dieser Naturereignisse. Diese großen Männer glaubten etwas erklärt zu haben, als sie die Natur besser beschrieben als ihre Vorgänger. Auch Aristoteles glaubte freilich, er hätte die Dinge der Welt erklärt. Aber nirgends hat er sie auch nur richtig beschrieben. Es ist kaum ein anderer Ausdruck für diese Tatsache, wenn man sagen muß: Aristoteles habe die Naturwissenschaft in allen seinen unendlichen Schriften auch nicht um das allerkleinste Gesetz bereichert. Er erklärt nichts, weil er nichts gut zu beschreiben weiß. Ganze Kapitel dieses weltberühmten Logikers lesen sich wie ein Traumbuch; aber törichter als die anderen Verfasser von Traumbüchern erzählt er nicht nur (um bei dem Bilde zu bleiben), daß

z. B. die Geburt eines Mädchens die Lottonummer 14 bedeute, sondern er gibt auch eine Erklärung dafür.

Um also dem Aristoteles nicht unrecht zu tun, sei ausdrücklich festgestellt, daß auch von seinen Nachfolgern keiner bis zu dieser Stunde Ernst gemacht hat mit der ahnungsvollen Entdeckung: alle Erklärung sei nur Gerede, also alle Kausalität sei nur in den Worten enthalten. Es muß ferner zugestanden werden, daß die Neigung, diejenigen abstrakten Begriffe, durch welche wir unvorstellbare Ursachen bezeichnen, zu personifizieren und sodann unbewußt für wirksam und für wirklich zu halten, — daß diese Neigung unausrottbar dem menschlichen Geiste anhaftet. Was aber dem Aristoteles gar wohl zum Vorwurf gemacht werden kann, das ist seine willige Unterwerfung unter das Wort. Heutzutage wird ein vorsichtiger Forscher jeden schwierigen Begriff vor der Anwendung definieren und wird damit nur sagen wollen, daß er den Begriff in diesem und keinem andern Sinne verstehe; entspricht seine Definition dem allgemeinen Sprachgebrauch, so ist es gut, entspricht sie ihm nicht, so ist es auch gut. Jeder unserer Forscher versteht mehrere Sprachen und weiß daher aus Erfahrung, auch ohne die Lehren der Sprachwissenschaft, daß auf den Sprachgebrauch kein Verlaß sei. Aristoteles, der über sein Griechisch nicht heraus zu denken vermag, zieht seine Schlüsse aus den Worten seiner Sprache; und wenn er z. B. daraus, daß ein Ding in einem andern sei (der Teil im ganzen, der Artbegriff im Gattungsbegriff, der Finger in der Hand, die Herrschaft im König) logische Schlüsse zu ziehen versucht, so müssen wir wirklich glauben, es mit unübersetzbaren und

witzlosen Wortspielereien zu tun zu haben. Die fortgesetzten Versuche, im „Organon“ des Aristoteles nach Erkenntnisquellen zu spüren, erinnern mich an die oft wiederholten Versuche, Gold und andere edle Metalle aus den Abraumerzen verlassener Bergwerke durch verbesserte Methoden herauszuholen. Eine Zeitlang geht das mit den Erzen, eine Zeitlang ging das mit Aristoteles. Solange die Vorgänger gar zu unwissenschaftliche Mittel angewandt hatten. Dann aber kommt der Tag, an dem die Ausbeute nicht mehr lohnt, an dem die Chemie nur noch nutzlose Laboratoriumsversuche anstellt, das Studium des Aristoteles nur noch für Schülerübungen taugt.

Die Mängel des „Organon“ sind auf jeder Seite zu finden. Es ist schwer, sie in Gruppen zusammenzufassen. Wichtige Grundfehler springen freilich in die Augen. Aristoteles hat nicht erkannt, daß die Definitionen eigentlich immer Worterklärungen sind und über einen bewußten Sprachgebrauch nicht hinausführen; er ließ sich durch seinen Begriff der Definition noch mehr in seiner Überschätzung der Sprache bestärken. Aristoteles stellte die Modalität des Schlusses ungeschickt und falsch dar, den Grad der subjektiven Wahrheit; das hing vielleicht damit zusammen, daß er die Mathematik zwar theoretisch bewunderte, daß er aber mit seiner ganzen Zeit unfähig war, die Natur anders als qualitativ zu betrachten; die quantitative, mathematische Betrachtung der Natur ist jüngerer Herkunft und gar die algebraische Logik, die die Modalität der Schlüsse vorzüglich darstellt, wäre über seinen Horizont gegangen.[1]

Der Grundmangel des ganzen Organon ist und bleibt jedoch, was man auch sagen möge, der Mangel erkenntnis-

theoretischer Gesichtspunkte. Erkenntnistheorie, die seit dem Aufkommen des Kritizismus vielleicht die Philosophie selber ist, dämmert dem Vater der Logik gar nicht auf. Als ob Sokrates nicht gelebt hätte. Untrüglich sind für Aristoteles unten die Mitteilungen der Sinne, oben die Aussprüche der Vernunft. Weil er an eine erkenntnistheoretische Prüfung der beiden Ausgangspunkte nicht denkt, darum ist seine Lehre von der Deduktion so formal, seine Lehre von der Induktion so oberflächlich geworden. Und darum führte ihn die Anwendung seiner Deduktion wie namentlich seiner Induktion zu so verblüffenden Schnitzern.

Viele seiner falschen Beobachtungen beweisen, daß er ein mittelmäßiger Kopf war; Irrtümer sind aber auch bedeutenden Männern zugestoßen. Was ihn ganz besonders ungünstig auszeichnet, das ist gerade seine Unterwerfung unter das Wort, weil sie im engsten Zusammenhange mit seiner Logik steht. Hätte er begriffen, daß alle Urteile und Schlüsse auf Wahrnehmungen zurückgehen, also in den die Wahrnehmungen zusammenfassenden Worten schon enthalten sind, so hätte er bei seinem großen formalen Scharfsinn logisch dazu geführt werden müssen, den Worten nicht zu trauen. Er aber wollte unaufhörlich erklären, aus den Worten heraus. Er fand zu jeder Wahrnehmung verschiedene Worte, die er ihre verschiedenen Ursachen nannte, weil sie die Erscheinungen verschieden beschrieben. Ich glaube nämlich ganz bestimmt, daß die Geschichte der Philosophie irrt, wenn sie seine vier Arten der Ursachen für eine logische Einteilung des Begriffs Ursache hält. Ich glaube, für ihn hatte jede Erscheinung die vier Ursachen, die er die formale, die materielle, die bewegende und die

finale Ursache nennt. Ich möchte das so ausdrücken: je nachdem er den Artbegriff einer Erscheinung oder ihren Stoff oder die vorausgehende Veränderung oder den erhofften Nutzen im Auge hatte und darum benannte oder beschrieb, je nachdem gebrauchte er ganz konfus das Wort Ursache, das dann durch Jahrhunderte zu neuen Konfusionen Veranlassung gab. Besonders deutlich wird das in seiner formalen Ursache, mit welcher er die Quiddität eines Dings oder seine Essenz oder sein Wesen bezeichnete. Das Wort „Quiddität“ ist endlich abgestorben und begraben. Der eben so leere Begriff „Wesen“ aber ist uns geblieben und wir sprechen von dem Wesen der Elektrizität oder von dem Wesen der Monarchie, als ob wir uns etwas dabei dächten, — fast ebenso, wie wir von der Seele des Menschen reden. Heutige Forscher werden sich aber hüten, aus diesem luftigen „Wesen“ Schlüsse zu ziehen. Aristoteles zog Schlüsse, denn in seiner Logik hatten die unbestimmten Begriffe dieselben Rechte wie die allgemeinen. Zum Wesen des Kreises schien es ihm zu gehören, daß er die vollkommenste Linie sei; aus dieser Vollkommenheit zog er den verhängnisvollen Schluß, daß die Planetenbahnen kreisförmig sein müssen. Zum Wesen des Mittelpunktes schien es ihm zu gehören, daß er der edelste, der adeligste Ort eines Körpers sei; aus diesem Adel zog er den Schluß, daß das Herz, irrtümlich in die Mitte des Körpers verlegt, der Sitz der Seele sein müsse. Fast zweitausend Jahre lang folgten Astronomen und Ärzte diesen Schlüssen und bewegten sich darum in der vollkommensten Linie des Kreises herum. An unzähligen Stellen ertappen wir Aristoteles auf solchen Torheiten. Es spricht gegen ihn als Na-

turforscher, daß er falsch beobachtete; es spricht aber noch mehr gegen den Logiker, daß er falsch dachte. Wenn er z. B. die eben erwähnte Vollkommenheit der Kreislinie daraus zu beweisen glaubt, daß eine unendliche Bewegung nur auf der Kreislinie ohne Umkehr möglich sei, so dreht sich uns ein Mühlrad im Kopfe herum, selbst wenn wir nicht bemerken, daß dieser Schluß auch für die Ellipse passen würde.

Die heute noch im Volksmunde gebräuchliche Aufzählung von Feuer, Wasser, Luft und Erde als den vier Elementen spielt bei Aristoteles eine ungeheuere Rolle in der Physik wie in der Physiologie. Ich will nicht darauf eingehen, weil er sich offenbar unter den vier Elementen etwas anderes denkt als wir bei Feuer, Wasser, Luft und Erde. Es ist einer von den Fällen, wo man die Alten nicht falsch verstehen kann, weil man sie gar nicht versteht. Nicht einmal der Unsinn ist ihm da nachzuweisen, weil wir seine Sprache nicht übersetzen können. Die Vermittlung zwischen seinen Gedanken und den unseren ist zerrissen.

Man muß im Sinne behalten, daß namentlich die Mechanik schon im Altertum auf eine hohe Stufe gelangte. Nur hundert Jahre nach Aristoteles lebte der große Mechaniker Archimedes, der praktisch und theoretisch von den heutigen Physikern recht bewundert wird. Was war nun dieser Aristoteles für ein Mann, der so kurz vor Archimedes über Mechanik zu schreiben wagte und z. B. über den Hebel (auf dessen ungleichen Armen ungleiche Lasten sich das Gleichgewicht halten) den philosophischen Unsinn reden konnte, das rühre von den wunderbaren Eigenschaften des Kreises her?

Die Autorität des Aristoteles erlosch nur schrittweise mit dem Ausbau der Wissenschaften. Astronomie und Me-

Von dem Forstteüfel.



AUS C. GESNER'S THIERBUCH 1583

Der Forstteufel [S. 11]

chanik reiften schneller, und so wurde Aristoteles auf diesen Gebieten schneller fallen gelassen. Aber bis in unsere Tage hinein sucht man seine Bedeutung für die Erkenntnis der Organismen zu retten. Namentlich hat man es noch nicht aufgegeben — wie schon erwähnt —, die Ahnung oder die Kenntnis neuerer Entdeckungen in ihn hinein zu lesen. Es wäre freilich nicht besonders verdienstvoll, wenn ein solcher Vielschreiber, der eine rechte Unzahl von Notizen ganz unsystematisch zusammenstellte, zufällig auch einmal eine Beobachtung notiert hätte, die später vergessen wurde und noch später neu aufgestellt werden mußte. Lewes hat aber überzeugend nachgewiesen, daß an diesen gerühmten Vorausentdeckungen des Aristoteles nichts sei. Insbesondere zu der Bemerkung, daß es placentale Fische gebe, macht Lewes eine sehr lesenswerte Ausführung. Aristoteles hatte nur eine sehr unklare Vorstellung von Embryologie; den physiologischen Dienst der Nachgeburt kannte er gar nicht. Wenn er nun mitteilt, daß es Fische gibt, die wie Säugetiere gebären, so hat diese Beobachtung oder Notiz gar nicht denselben Sinn, wie wenn ein neuerer Forscher sie ausspricht. Aristoteles kennt die „Gesetze" der Natur nicht; wenn er also einen Fall erwähnt, der für uns eine Ausnahme von den „Gesetzen" bildet, so fehlt ihm das Beste, die Verwunderung über die Ausnahme. Ich möchte sagen: der Begriff Fisch war für Aristoteles so unklar und unbestimmt, daß das Vorkommen placentaler Fische an seinem Begriff Fisch gar nichts ändern konnte. Die tiefste Stufe unserer Naturwissenschaft nimmt die Klassifikation ein; und nicht einmal die Klassifikation hat Aristoteles reicher oder schärfer gemacht.

Als Anatom ist Aristoteles ein schlechter Beobachter und ein noch schlechterer Logiker. Er mag viele Tiere seciert haben, er mag die Mitteilungen von Schlächtermeistern und Opferpriestern, von Soldaten und Einbalsamierern emsig gesammelt haben; von Muskeln und Nerven, von Gefäßen und Geweben des menschlichen Körpers hatte er keine Kenntnis. Der berühmte Arzt Galenos (etwa 500 Jahre nach Aristoteles) steht für unseren Standpunkt weitaus nicht auf der Höhe des Mechanikers Archimedes. Aber nicht einmal mit Galenos kann Aristoteles verglichen werden.

Die Frage, ob Aristoteles menschliche Leichname seciert habe oder nicht, geht uns nichts an. Seine Irrtümer würden nur um so krasser, wenn bewiesen wäre, daß er mit Bewußtsein an die Zergliederung herangegangen sei. Man müßte dann annehmen, er habe aus Gründen der Logik oder Metaphysik vor den offenbarsten Tatsachen die Augen geschlossen. Man könnte dann noch zur Not begreifen, daß er zwischen Arterien und Venen nicht unterschied, aber unbegreiflich wäre, was er über das Gehirn zum besten gibt. Der Augenschein lehrt, daß das Gehirn den Schädel ausfüllt und daß es ein außerordentlich blutreiches Organ ist. Aristoteles erzählt, der hintere Teil des Schädels sei völlig leer und das Gehirn selbst sei gänzlich ohne Blut. Als ob er höchstens ein ausgewaschenes Kalbshirn oder ein gebackenes Gänsehirn vor sich gehabt hätte. Von der Existenz der Nerven scheint er keine Vorstellung gehabt zu haben, da das Wort, welches wohl bei ihm vorkommt, alles Mögliche bedeutet, wie Sehnen und Muskeln, nur nicht unsere Nerven. (Die alte Bedeutung war noch in unsrem „nervig“, ist noch im franz. nerveux erhalten.) Und

von dem Dienst der Nerven, dem Zusammenhang mit dem Gehirn und dem Rückenmark (er hielt diese Nervenmasse für dasselbe wie das Mark der Knochen, und auch wir gebrauchen noch immer das falsche Wort) hatte er nicht die blasseste Ahnung. Er weiß, daß von dem Auge eine Röhre nach hinten geht, er hat also den Sehnerv gesehen, was man so gesehen nennt. Aber auch hier beobachtet er nicht genau genug, um den Gang des Sehnervs richtig zu beschreiben; und auch hier denkt er so unlogisch, daß er dem Sehnerv die Ernährung des Auges zuschreibt.

Ein so schlechter Anatom kann kein guter Physiologe sein.

Was er über die Ursache und den Zweck des Atmens vorbringt, ist komisch. Die Funktionen des Gehirns versteht er so wenig, daß seine Lehre in dieser Beziehung sogar ein Rückschritt gewesen zu sein scheint. Er leugnet ausdrücklich (es muß also vor ihm behauptet worden sein), daß das Gehirn Empfindung besitze. Es sei der kälteste Teil des Körpers und diene dazu, die Wärme des Menschen zu mäßigen.

Ein so elender Physiologe konnte nun auch unmöglich ein guter Psychologe sein. Aber hier muß zu seinen Gunsten wieder daran erinnert werden, daß es nicht seine Schuld ist, wenn wir seinen Begriff Psyche pedantisch und regelmäßig mit Seele übersetzen. Schon auf lateinisch müßte man dafür bald anima bald animus setzen, also bald Seele, bald Lebensprinzip. Doch brauche ich kaum noch daran zu erinnern, daß diese Abstraktionen und Geist und Lebenskraft dazu heute um nichts klarer sind als dem alten Aristoteles seine Psyche war. Wir mögen über die Mythologie der Bibel lächeln, nach welcher der Gott dem Menschen

den Odem, das ist den animus oder die Psyche, durch die Nase eingeblasen habe; klüger sind wir durch dies suffisante Lächeln nicht geworden.

Das verteidigende Wort kann mich jedoch nicht abhalten, dem Aristoteles die Schuld dafür beizumessen, daß die Psychologie des Mittelalters so ganz besonders verkehrte Wege einschlug. Schon bei ihm finden sich die spitzfindigen Wortspaltereien über die Vollkommenheit und Unteilbarkeit der Seele; schon bei ihm finden sich Worte für die verschiedenen Seelenvermögen wie Verstand und Vernunft und es führt eine luftige Kettenbrücke ineinandergeschlungener Worte von der Erkenntnislehre des Aristoteles bis zu den schwächsten Begriffen der reinen Vernunft Kants.

Ist das Elend seiner Geisteslehre nicht ganz so auffallend, weil unsere Psychologie die Begriffe des Aristoteles eben erst aufzugeben beginnt, so ist die Jämmerlichkeit seiner Lehre von den Sinnen um so sichtbarlicher, weil da die Unzulänglichkeit seiner Physiologie zum Himmel schreit. Dazu kommt, daß Aristoteles hier wieder mit seinen vier Elementen spielt und sich selbst von der Fünfzahl der Sinne nicht abhalten läßt, jeden Sinn womöglich an eins dieser mystischen Elemente zu knüpfen. Man glaubt einen der verzückten Theosophen des Mittelalters zu lesen, aber ohne ihre Poesie, ohne ihren gemütlichen Tiefsinn. Man hört ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen: „Nun wird es offenbar, daß wir auf diese Weise jedem der Sinnesorgane eins der Elemente zuteilen und anpassen müssen. Das Auge ist als aus Wasser bestehend anzunehmen, der für Schalleindrücke empfängliche Teil aus Luft, der Geruch aber aus Feuer . . . das dem Gefühl Dienende ist aus Erde,

der Geschmack ist eine Art von Gefühl . . . das Auge hängt mit dem Gehirn zusammen; denn dieses ist der feuchteste und kälteste der Körperteile . . . wenn etwas Feuriges im Durchsichtigen ist, ist es Licht. Ist es nicht vorhanden, ist es Dunkelheit. Was wir aber das Durchsichtige nennen, ist nicht der Luft eigen oder dem Wasser oder einem andern Element, sondern es ist eine gemeinsame Natur und Kraft, welche getrennt nicht existiert, sondern in diesem und andern Körpern vorhanden ist, in diesem mehr, in andern weniger."

So sehr ist also Aristoteles Knecht der ihm bekannten Worte, daß er das Durchsichtige zu einem wirkenden und wirksamen Dinge erhebt, ebenso wie er das Kalte personifiziert hat.

Man darf ja nicht glauben, daß er an irgend etwas Ähnliches wie die moderne Akustik gedacht habe, als er das Gehör mit dem Elemente der Luft in Verbindung brachte. Natürlich konnten ihm die Schwingungen klingender Gegenstände nicht entgehen. Aber über diese Beobachtung gelangt er nicht hinaus.

Was Aristoteles über das Gedächtnis sagt und lehrt, schmeichelt allerdings unseren modernen Vorstellungen. Er hat eine Ahnung davon, daß die unmittelbaren Eindrücke der Wirklichkeitswelt Spuren zurücklassen müssen, Spuren im Gehirn. Nicht im Herzen, wie man nach seiner Lehre erwarten sollte. Sogar die Abnahme des Gedächtnisses bei alten Leuten will er mechanisch durch die allmähliche Verhärtung des Gehirns erklären. Auch sucht er bereits nach den später aufgestellten Regeln der Gedankenassoziation. Wir werden uns aber wohl hüten müssen, unsere neuen,

bei aller Lückenhaftigkeit doch zuverlässigen physiologischen Kenntnisse in seine Worte hineinzulegen.

Die reine Faselei ist wieder, was Aristoteles über den Schlaf erzählt. Erklärt ist freilich der Schlaf, dieser alltäglichste aller menschlichen Zustände, auch heute noch nicht; d. h. er ist auch heute noch nicht gut beobachtet und beschrieben. Aber nur Kräuterweiber würden heute dem Aristoteles nachzusprechen wagen, daß Leute mit großen Köpfen und engen Adern viel schlafen, weil die Feuchtigkeit des Körpers durch die engen Adern nicht rasch genug emporsteigen könne und weil der große Kopf zu viel Feuchtigkeit verdampfe. Daß wir doch den großen Aristoteles vor uns hätten, um ihn auf ja und nein fragen zu können, ob er jemals, ob er auch nur in einem einzigen Falle wirklich die Beobachtung gemacht und geprüft habe, daß ein Mensch mit großem Kopf mehr schlafe als ein anderer.

Seine ungeheure Notizensammlung, welche als Naturgeschichte der Tiere berühmt ist, erscheint uns so ungeordnet und unmethodisch, daß es auf die Logik dieses Vaters aller Wissenschaften das allerschlechteste Licht wirft. Mit der Behauptung, spätere Herausgeber hätten die Unordnung erst verursacht, ist ihm nicht zu helfen. Denn auch die schlimmste Absicht und die unglücklichsten Zufälle hätten eine so vollkommene Konfusion nicht zustande bringen können. Aber auch die Irrtümer sind zu zahlreich und zu kraß, um verziehen werden zu können. Nach Aristoteles haben die Männchen mehr Zähne als die Weibchen, sowohl bei Menschen als bei Schafen, Ziegen und Schweinen. Nach Aristoteles gibt es eine Gattung Ochsen, welche einen Knochen im Herzen haben. Nach Aristoteles ist das Blut

in den unteren Körperteilen dicker und schwärzer als in den oberen, das Blut des Weibes dicker und schwärzer als das des Mannes, und darum ist der Mann, darum sind die obern Körperteile edler. Jeder Schlächter oder Soldat hätte ihn eines Bessern belehren können. Aber noch wildere Fabeln tischt Aristoteles leichtgläubig auf. Das Rebhuhnweibchen wird befruchtet, wenn der Wind vom Männchen herweht; zu gewissen Zeiten wird es aber schon von der Stimme des darüber hin fliegenden Männchens befruchtet. Vom Bisse eines tollen Hundes werde jedes andere Tier toll gemacht, nur nicht der Mensch.

Sein Hang, lieber logische Schlüsse zu ziehen als die Natur zu beobachten, ist unbezähmbar. Was er über die Wege der Eingeweide und der Adern sagt, das leitet er fürchterlich logisch aus der größeren Vollkommenheit eines einzigen Ursprungs vor mehreren Ursprüngen her. Es ließen sich hundert Belegstellen für einen so verkehrten Gedankengang anführen. Die edelste Lage des Herzens ist schon erwähnt worden. Es nehme bei den Tieren genau die Mitte des Körpers ein; beim Menschen neige es sich etwas gegen die linke Seite, um die größere Kälte der linken Seite auszugleichen; denn beim Menschen sei die linke Seite die kältere. Sicherlich behauptet er das nur darum, weil er auch die rechte Seite für die edlere hält.

Hätte er jemals, auch nur in seiner Knabenzeit einen erschreckten Vogel in seiner Hand gehalten, so hätte er nicht behaupten können, daß die Erscheinung des Herzklopfens aus Angst nur bei Menschen beobachtet werde. Hätte er nur seine Köchin gefragt, so hätte er nicht erzählen können, der Mensch allein besitze Fleisch an den

Beinen. Nicht ganz dumm ist die Erklärung der menschlichen Waden aus der aufrechten Haltung des Menschen. Was er sonst über die Wirkungen des aufrechten Ganges fabuliert, soll ihm nicht vorgeworfen werden, weil der aufrechte Gang des Menschen seit Herder bis zur Stunde ein Lieblingsgegenstand unserer Schulbücher ist. Als ob die Gans nicht auch aufrecht ginge und den Kopf hoch hielte.

Nicht aber darum handelte es sich in diesem Überblick, über den alten Aristoteles wegen einzelner verzeihlicher Irrtümer zu lachen, sondern darum, durch die Fülle der Beispiele deutlich zu machen wie dieser Vater der Logik und der Methode nicht nur falsch beobachtete, sondern eigentlich und wesentlich einen zum Beobachten unfähigen Kopf besaß. Man kann von ihm nicht verlangen, daß er eine der tiefsten Erkenntnisse unserer Zeit besitze, auch nur ein Verständnis dafür, daß jede Erklärung nur Beschreibung sei. Aber die wirklich guten Köpfe aller Zeiten haben wenigstens instinktiv gut zu beschreiben gesucht, bevor sie nachher die Auseinanderlegung ihrer eigenen beschreibenden Worte für eine Erklärung ausgaben. Aristoteles war in diesem Sinne so wenig ein guter Kopf, daß er vielmehr jedes beliebige Wort hinnahm und es schon für eine Beschreibung hielt.

Trotzdem hat Aristoteles Verdienste um die Fixierung einer wissenschaftlichen Sprache, einer technischen Sprache; vielleicht aber ist das doch mehr scheinbar, vielleicht hat sein Beispiel und der geistige Mangel seiner Gefolgschaft nur zu einer Verknöcherung der wissenschaftlichen Sprache beigetragen, vielleicht sind wir ohne es zu wissen immer noch Scholastiker, sobald wir an ein Verdienst des Aristoteles um die Sprache glauben. Wir wissen und lehren,



AUS C. GESNER'S THIERBUCH 1583

Das allerscheusslichste Thier, so geseyn mag, Su genannt, in den neuen Landen

daß alle echte Bereicherung der menschlichen Erkenntnis zuerst und zuletzt Bereicherung des Gedächtnisses der Menschheit sei, Vermehrung des Sprachschatzes, ja mit ihr identisch. Es wäre nun zu merkwürdig, wenn der Mann, dem wir keine einzige neue Erfindung, keine einzige wichtige neue Beobachtung verdanken, dennoch den Sprachschatz der Menschheit irgend vermehrt hätte. Er hat es denn auch nicht getan, er hat den Schatz nur pedantisch zu zählen und zu ordnen versucht, wie ein des Lesens unkundiger Bibliothekar die Bücherschätze äußerlich in Ordnung hält, wie ein Hund das Heu bewacht, das ihn nicht reizt. Wir finden bei einem Verehrer des Aristoteles, bei unserm Alexander von Humboldt, die überraschende Bemerkung, daß der Glaube an eine unmittelbare Bereicherung des zoologischen Wissens durch die Heerzüge Alexanders des Großen so gut wie eine Legende sei. Humboldt sucht sich darüber mit dem Biographen des Aristoteles gelehrt auseinander zu setzen. Wir aber schütteln den Kopf über einen Naturforscher, der sich eine solche Gelegenheit entgehen ließ.

Gehen wir tiefer auf die psychologische Seite unseres Denkens ein, so sehen wir weiter, daß Aristoteles selbst bei besserer Befähigung nicht im stande gewesen wäre, sich mit uns Menschen einer modernen Erkenntnistheorie zu verständigen. Von unserer Grundanschauung, daß nämlich die Wirklichkeitswelt oder das Ding-an-sich eigentlich unerkennbar sei, hat er selbstverständlich keinen „Begriff". Er war kein Mehrer des Menschheitsgedächtnisses, er war kein Erfinder, weil er kein Künstler war. Er verknöcherte die Sprache der Wissenschaft, aber er schuf der lebendigen Sprache kein neues Wort, weil jedes neue Wort eine Er-

findung, eine Kunstschöpfung ist. Zur Stellungnahme gegenüber der Wirklichkeitswelt fehlte ihm die niedrigste Grundlage, das Bewußtsein von der Funktion der Sinne in der Erkenntnistheorie.

Aristoteles war so wenig ein Künstler, daß er vielleicht die Hauptschuld daran trug, wenn die einfache Entdeckung, daß alle Sprache metaphorisch sei, erst auf einem neuen Wege gemacht werden konnte. Er beobachtete ganz richtig den häufigen metaphorischen Gebrauch der Worte. Er war aber so wenig Künstler, daß er die durchgehende Notwendigkeit der Metapher nicht ahnte und ihren Gebrauch darum der ihm fremden Dichtkunst überließ und ihn dadurch für Jahrtausende aus dem Wege der Erkenntnis warf. Er war so wenig Künstler, daß er sich die notwendigen neuen Worte möglichst unsinnlich, unbildlich schuf, wobei denn schließlich nichts Besseres als seine Logik herauskommen konnte.

Kurz und wahr: Aristoteles war kein Naturbeobachter, weil er nur Augen hatte für Bücher, keine Augen für das, was man klein genug im Bücherwurmdeutsch das Buch der Natur zu nennen pflegt. Er war der erste Bibliophile, dessen die Überlieferung der Gelehrtengeschichte erwähnt. Platon hat ihn den „Leser" genannt; um sein Buchwissen zu verspotten, wie wir dem dichterischen Geiste Platons wohl zutrauen dürfen. Mit den Bücheraugen eines Lesers bekrittelt Aristoteles die Einsicht seiner Vorgänger. Richtige Vorstellungen über das Verhältnis der Erde zu andern Himmelskörpern lehnt er ab, zumeist darum, weil ihn der Begriff „oben" verwirrt; der Begriff „unten" scheint ihm der verächtlichere zu sein. Die Vereinigung beider Geschlechter in der Blüte einer Pflanze lehnt er ab, weil die Pflanze

nicht vollkommener sein dürfe als das Tier. Bücherweisheit aus der Tiefe des Gemüts. Wir werden gleich sehen, wie das Predigerhafte an dieser Bücherweisheit mit seinem Glauben an die Vernünftigkeit der Schöpfung zusammenhing und darum vorzüglich zu der christlichen Weltanschauung paßte.

Man könnte Platons Wort verallgemeinern. Die Philosophen aus der Schule des Aristoteles waren Leser, Menschen mit Bücheraugen. Sie glaubten zu sehen, was im Aristoteles stand; was da nicht stand, das sahen und wollten sie nicht sehen. Es wird erzählt: Cremonini, ein Zeitgenosse und Kollege von Galilei, habe sich geweigert, ferner noch durch das neuerfundene Teleskop zu blicken, weil die eben entdeckten Jupitertrabanten nicht zu der Astronomie des Aristoteles stimmten. So sehr waren die Aristoteliker Diener am Worte des Aristoteles.*)

Die große Zahl seiner verblüffenden Irrtümer und Schnitzer würden an sich nicht so sehr gegen die Fähigkeiten seines

*) Einige beigebundene Bilder möchte ich als einen Buchschmuck betrachtet wissen.

Die Zeichnungen zur Geographie und Zoologie sind sehr verbreiteten wissenschaftlichen Werken aus der ältern Zeit des Buchdrucks entnommen: einem Atlas zu der Erdbeschreibung des Ptolemäos, der Tierkunde des außerordentlich verdienstvollen Conrad Gesner und der populäreren Naturkunde von Megenberg. Durch den Abdruck der aus der Phantasie geschöpften Fabelwesen und der falschen geographischen Bilder (ein Bild, das die afrikanische Küste östlich bis nach China weiterführt und so den indischen Ocean nach der Analogie des mittelländischen Meeres auffaßt, war

Kopfes sprechen, wenn ihnen ebenso viele Treffer gegenüber stünden. Das ist durchaus nicht der Fall. Dazu muß man nun aber auch ernsthaft überlegen, in wie hohem Grade mitunter ein solcher kleiner Irrtum allem wissenschaftlichen Denken widerspricht. Wenn er zum Beispiel lehrt, ein Tropfen Wein in einem großen Fasse Wasser werde zu Wasser, so wäre eine solche Behauptung jedem praktischen Menschen zu verzeihen, jeder Köchin, jedem Weinhändler und jedem

---

mir leider in den Tagen der Drucklegung nicht zugänglich) sollte illustriert werden, wie unwissenschaftlich man unter der Herrschaft des Aristoteles der Natur gegenüberstand.

Der Schule des Aristoteles widerfährt durch diese Zusammenstellung kein Unrecht. Ich wollte zeigen, wie die Augen der Aristoteliker beschaffen waren. Übrigens beruft sich Megenberg bei jedem seiner Fabeltiere auf Aristoteles selbst, Gesner wenigstens bei der Beschreibung des Einhorns. Hatte es doch Aristoteles auch bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, das Unwirkliche zu begründen und das einzige Horn durch den höhern Wert seiner mittleren Stellung zu adeln.

Das Lichtbild nach einer antiken Statue zeigt, wie sich ein alter Bildhauer den Aristoteles vorstellte. Falls nämlich die Buchstaben der Inschrift nicht darauf schließen lassen, daß der Bildhauer sich so den Aristides oder den Aristippos vorgestellt hatte. Und falls der Kopf zur Statue gehört. Wie sich Raffael den irdischern Aristoteles neben dem himmlischern Platon vorstellte, ist aus der Mittelgruppe seiner Schule von Athen bekannt. Dabei nehme ich als nachgewiesen an, was nur höchst wahrscheinlich ist: daß in der „Schule von Athen“ (diese Bezeichnung des Bildes ist

Arzte. Der Vater der Logik und Methode aber darf sich ein solches Wort nicht entschlüpfen lassen, soll er nicht als ein unwissenschaftlicher Kopf unter seinen Zeitgenossen dastehen. Aristoteles sah, und mit Recht im Hinblick auf die groben Werkzeuge seiner Zeit, keine Verwendung von einem Tropfen Wein im Wasserfaß; darum hatte er kein Interesse an ihm, darum ließ er ihn sich in Wasser verwandeln. Und im Grunde geht die hauptsächlichste Verkehrtheit seiner naturwissenschaftlichen Schriften auf das kindliche Bestreben zurück, einen solchen Nutzen, der ihm allein wichtig schien, überall in der Natur nachzuweisen. Es ist wahr, daß diese teleologische

---

nicht viel älter als 200 Jahre) Aristoteles dargestellt ist, wie Trendelenburg und Springer behauptet haben, daß Herman Grimm's Eintreten für das alte Mißverständnis, Raffael habe den Apostel Paulus gemalt, schrullenhaft ist.

Auch einige Karrikaturen durften nicht fehlen, damit der Leser selbst schauen könne, in welcher Gestalt die Künstlerphantasie der Reformationszeit den Philosophen der Scholastik erblickte. Auf dem hübschen Holzschnitte Grien's sehen wir Aristoteles als Weiberknecht; er ist wie ein Reittier gezäumt, eine Dirne sitzt auf seinem Rücken. Das Motiv ist oft wiederholt worden; wir finden es auf einer Zeichnung von einem unbekannten Meister des „Amsterdamer Kabinetts". Man liebte es damals, die Geisteshelden der Antike, auch den Zauberer Virgilius, zu Helden lüsterner Abenteuer zu machen. Die unbedeutende Kalenderzeichnung Holbein's zeigt uns den Philosophen der scholastischen Theologie ungefähr so, wie Luther ihn sah, als einen Fürsten der Finsternis. An der Spitze der Klerisei stürzt sich Aristoteles in den Abgrund.

Weltanschauung für die besten Denker erst von Spinoza gestürzt worden ist und für die Menge heute noch existiert. Aber selten läßt sich so oft wie bei Aristoteles nachweisen, daß ein eingebildeter Nutzen sein Auge blendet. Ein solcher Mann steht darum natürlich nicht so da, wie der Schelm, der sich von seinen persönlichen Vorteilen auf Abwege führen läßt. Aber geistig ist Aristoteles nicht besser, wenn er in der Anatomie der Tiere immer das fälschlich erblickt, was ihm in seiner gläubigen Einfalt für jedes Tier nützlich erscheint.

Dieses ewige Suchen nach einem Nützlichkeitsmoment, dieser Zweckbegriff des Aristoteles wird uns nun aber endlich zu dem Kern seiner Irrtümer führen.

Ich halte die bekannte Herleitung des Wortes Metaphysik (was hinter der Physik kommt) für einen uralten Gelehrtenwitz. Jedesfalls hat Aristoteles diesen Teil die erste Philosophie genannt, meinte aber damit nicht den Anfang, sondern den Wert; seine Metaphysik ist ihm die wichtigste Philosophie. In Wahrheit ist der Versuch doch nur ein Anfang, der eher Entschuldigung als Bewunderung verdient. Die Wirkung dieses Buches, in welchem der vorurteilsfreie Leser (nach Lewes) den Zusammenhang einer systematischen Entwicklung der Sachen vermißt, den man in einem modernen Werke erwarten würde, — die Wirkung war nicht gering. Sie hat durch Jahrhunderte die materialistische Weltanschauung zurückgedrängt, die nicht die letzte oder die beste Erkenntnis ist, durch die wir aber hindurch mußten, um überhaupt zum Kritizismus gelangen zu können.

Am Ende gingen die Metaphysik des Aristoteles und die verstandesmäßige, christfremde Gottesgelahrtheit, die

sich mit Unrecht christliche Theologie nannte, völlig in einander über. Noch die Vernunftreligion des achtzehnten Jahrhunderts steht auf der Metaphysik des Aristoteles. Selbst der Spötter Voltaire steht unter seiner Herrschaft, wenn er (allerdings nur von seiner Moral und übermütig genug) sagt: „*La morale d'Aristote est, comme toutes les autres, fort bonne; car il n'y a pas deux morales . . . Dieux a mis dans tous les cœurs la connaissance du bien avec quelque inclination pour le mal.*"

Der Gott des Aristoteles und dieser Theologie ist nicht nur der Schöpfer der Welt; nein, er bringt das metaphysische Wunder zu stande, zugleich ihre erste Ursache und ihr letzter Zweck zu sein, ihre Substanz zugleich und ihre Form, ihre Möglichkeit zugleich und ihre Wirklichkeit. Aristoteles zuerst hat gelehrt, mit dem Begriffe der Möglichkeit Fangball zu spielen. Wenn das Mögliche wirklich oder wirkend ist, dann gibt es freilich keine Sinnlosigkeit mehr in der gesamten Scholastik. Dann hat auch alle Teleologie ihren klaren Sinn.

Molière läßt seinen Aristoteliker fragen: „*Si la fin nous peut emouvoir par son être réel, ou par son être intentionnel?*" Die französischen Ausleger halten diesen Satz für einen unverständlichen tollen Spaß. Das ist er durchaus nicht. Molière hat die entscheidende Verlegenheit der Aristoteliker mit einem kurzen festen Schlage festgenagelt. „Sind die Endursachen etwas Wirkliches oder wirken sie wie menschliche Absichten?"

Der christlichen Weltanschauung war nicht nur des Aristoteles Begriffsglaube bequem; noch bequemer war ihr die Art, wie er Naturerscheinungen unter Wertbegriffe brachte.

Des Aristoteles Zweckbegriff ist ein Wertbegriff und geht sehr weit über den natürlichen Zweckbegriff heraus, den die menschliche Sprache ohnehin nach ihrem anthropomorphischen Charakter in die Natur hineinlegt. Aristoteles hat die Teleologie in ihrer plumpsten Form geschaffen und bildet sich noch etwas darauf ein, überall nach Zwecken gesucht zu haben. Dabei hat er den Zweckbegriff niemals allgemein begründet, ihn vielmehr unbesehen aus dem Sprachgebrauch übernommen. Unzählige Notizen und hübsche Beobachtungen verdanken wir ja der teleologischen Naturbetrachtung; nur daß der Zweckbegriff immer bloß eine anregende Frage war, niemals eine befriedigende Antwort. Aristoteles aber sah in dem Fragesatze mit kindlicher Sicherheit schon eine Antwort. Er beruhigte sich immer zu früh.

Seine oft wiederholte Behauptung, die Natur tue nichts umsonst, scheint mir den Kern seiner falschen Naturphilosophie zu enthalten. Aristoteles glaubt da etwas zu wissen, wo kein anderer Mensch etwas weiß. Die Behauptung klingt nur eindringlicher, ist aber ebenso unbewiesen und unbeweisbar wie der vollkommen gleichwertige Satz: die Natur verfolge immer einen Zweck. Alles ist aus dem Zweckbegriff der Gemeinsprache herausgeholt. Alle Monstrositäten der spätern Teleologie finden sich darum schon bei Aristoteles. Schon die Regel, die Natur bringe von dem Möglichen immer das Beste hervor, also der Optimismus, den Voltaire lächerlich und den Schopenhauer ruchlos gefunden hat. Schon die nichtswürdige Lehre, die Pflanzen seien um der Tiere willen, die Tiere um des Menschen willen auf der Erde. Dieser ganzen Naturbetrachtung liegt das anmaßende Werturteil zu grunde, die Natur nach ihrem



AUS C. GESNER'S THIERBUCH 1583

Das Einhorn. Der Text [S. 36] beruft sich auf Aristoteles

Nutzen für den Menschen einzuschätzen. Das wäre nur banal. Wir bleiben immer anthropomorphisch im Denken oder Sprechen. Aristoteles nur bringt es zu stande, seinen Maßstab noch enger, noch kleiner zu nehmen. Die Tiere schätzt er ein nach ihrer Ähnlichkeit mit dem Menschen. Dann aber gibt das männliche Geschlecht allein den Maßstab und das Weib erscheint als eine Verstümmlung des Mannes. Und wieder gibt der freie Grieche den Maßstab und der Sklave erscheint als geborener Sklave, von der Natur minderwertig geschaffen. Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn es auch minderwertige Zahlen, minderwertige Adern, minderwertige Dimensionen gibt; „vorn" ist wertvoller als „hinten", „oben" ist wertvoller als „unten".

Das Werturteil ist der schwache Punkt der Teleologie. Im übrigen sind wir heute noch so weise wie vor zweitausend Jahren und nennen so hilflos wie Aristoteles „zufällig" die Erscheinungen, die wir grade bei dieser Gelegenheit weder durch Ursachen noch durch Zwecke zu erklären vermögen. Ich habe (Kritik der Sprache III. 584 u. f.) zu zeigen versucht, warum der Zweckbegriff auch von der neuern Naturwissenschaft nicht aus der Sprache hinausgedacht worden ist. „Gesetzmäßigkeit ist die jüngste Mythologie, die der Mensch in die Natur hineingelegt hat; es ist der Grundirrtum der modernen Naturwissenschaft, daß sie Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit miteinander verwechselt."

* * *

Erst die Sprachkritik hat erkannt, daß die beiden Hauptwege, die zum Gipfel der menschlichen Erkenntnis emporführen sollen, die Deduktion und die Induktion, nur zwei

Wege sind, an deren Treffpunkt die Worte oder Begriffe der menschlichen Sprache stehen, so zwar, daß die Induktion das Wort bildet, wie der Wasserdampf unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen emporsteigt, daß die Deduktion das Wort oder den Begriff auseinanderlegt, wie die Quelle vom Gipfel des Berges sich in die Niederung zerteilt. Dieses Zerteilen des Worts, dieses Auseinanderlegen des Begriffs hat Aristoteles in die Kanäle seines Schlußverfahrens zu zwingen gesucht. Und weil er dieses Schließen für das Wesen des Denkens hielt, weil er daneben erkannte, daß die Menschheit auch in Induktionen denkt, so blieb ihm nichts anderes übrig, als auch die von ihm richtig entdeckte Induktion sinnloserweise auf die Form eines Schlusses zu bringen. Er behauptete von dieser Erkenntnisart, die die aufsteigende ist, daß sie falle. Aber dabei entging ihm vollständig der psychologische Vorgang der Induktion. Seine Induktion ist gar nicht reife Erkenntnistätigkeit, sondern ein Herumtappen in zufälligen Analogien, ein dilettantisches Hinführen oder Überreden durch Beispiele. Niemals ist ihm der Unterschied zwischen einer echten Induktion und der Schlußform klar geworden. Er zieht unter dem Namen der Induktion ganz kindliche Analogieschlüsse mit der ganzen Unbefangenheit eines unwissenden Menschen. Und der Grund dafür liegt darin: daß er eine durchgehende Analogie sieht zwischen dem bewußten Denken des Menschen und dem unbewußten Wirken der Natur. Der vorausgesetzte Zweckbegriff verführt ihn, Beispiele für Beweise zu halten; denn da er ins Innere der Natur nicht hineindringen kann, substituiert er der lebendigen Natur seine tote Logik. Wenn er auf diesem Wege logisch beweist, es müsse auf dem Monde Menschen

geben, die dem dortigen Feuerelement entsprechen, so ist solch eine Lehre nicht schlimmer als hundert Undinge, die sich bei Phantasten des Mittelalters finden; nur sind sie bei ihm widerwärtiger, weil er durchaus kein Phantast ist, sondern selbstsicher und nüchtern nur seine Logik anzuwenden glaubt. Einen „Spießbürger" hat ihn Nietzsche genannt.

Die angewandte Logik des Aristoteles besteht in Verallgemeinerung von Beispielen. Er denkt wie der Engländer, der bei seiner Landung in Frankreich zuerst einen rothaarigen und verwachsenen Kellner antraf und deshalb in sein Tagebuch schrieb: Die Franzosen sind rothaarig und verwachsen. Nicht einmal in der Mathematik, wo doch das einzelne Beispiel mehr als ein Beispiel ist, wäre ein solcher Schluß zu loben; denn der Erkenntnisgrund ist selten oder nie der Realgrund. In der Naturwissenschaft, wo es vielleicht überhaupt keinen Erkenntnisgrund gibt, wo alle Erklärung nur Beschreibung sein kann, sind solche Induktionen sträflich.

Setzt uns Aristoteles dergestalt mit seiner angewandten Logik in Schrecken, eigentlich durch das Mißverhältnis zwischen den wissenschaftlichen Ansprüchen seiner Methode und seiner unbesiegbaren Leichtgläubigkeit, so stehen wir völlig ratlos vor den Grundlagen seiner theoretischen Logik. Der oft so scharfsinnige Mann zeigt an entscheidenden Stellen einen stupenden Mangel an Scharfsinn. Diese Erscheinung wird vielleicht psychologisch erklärt, wenn eine Annahme richtig ist, deren bessere Begründung oder deren Widerlegung ich den Sanskritgelehrten anheimstellen und ans Herz legen möchte. Es scheint, daß Pânini, der Vollender der indischen Grammatik, ein Zeitgenosse des Aristoteles, zu formalen, grammatischen Kategorien verarbeitete, was bei

seinen Vorgängern begriffliche Kategorien bildete. Die von den Indern zur Zeit des Aristoteles geübte Wortscheidungslehre, die dann im neunzehnten Jahrhundert zu einer ganzen abendländischen Disziplin werden konnte, war mit ihrem Eingehen in die Redeteile, in die Wurzeln und Bildungselemente nicht möglich, wenn nicht eine genaue Begriffsscheidung, was wir jetzt etwa Logik nennen, vorangegangen war. Es wäre nun ganz gut möglich und spaßhaft dazu, wenn Aristoteles auf irgend einem Wege die gleichzeitige indische Grammatik, welche die logische Begriffspaltung als bekannt voraussetzte und nicht mehr ausdrücklich erwähnte, kennen gelernt und diese Grammatik ungenau und wirr wieder in Logik zurückgebogen hätte. Er hätte dann seine Logik auf eine Grammatik gegründet, die er nicht verstand. Daß er seine Logik auf eine kindliche Sprachphilosophie gründete, das ist ja oft und richtig gesehen worden. Für die vorausgesetzte Ahnungslosigkeit gegenüber der indischen Grammatik nur ein Beispiel oder einen Wink. Im siebenten Kapitel seiner „Kategorien" gebraucht Aristoteles das Wort, das in der spätern abendländischen Grammatik die „Fälle" des Substantivs bezeichnet; er gebraucht es noch in dem allgemeinen Sinne von „Bildungselement"; aber während die gleichzeitigen Sanskritgrammatiker die Bildungselemente der Worte schon genau durchforscht hatten, nimmt Aristoteles einen offenbaren Kunstausdruck auf, ohne über seine technische Bedeutung klar zu werden. Bei solchen Gelegenheiten radotiert Aristoteles. So wie er in den Naturwissenschaften erstaunliche Fehler macht, weil er die Artbegriffe und die physikalischen Begriffe der Gemeinsprache für genaue Entsprechungen der Wirklichkeit hält, ebenso stellt er in seiner



AUS C. GESNER'S FISCHBUCH 1598

Der Meermönch



Mechanik des Denkens die abstrakten und abstraktern Begriffe falsch dar, weil er die zufälligen Analogien seiner Muttersprache, d. h. die griechische Grammatik, die Kategorien des sprachlichen Satzes, in gutem Glauben für notwendige und allgemein gültige Kategorien des Denkens ausgibt. Daß er aber die sauber geordnete Grammatik einer indoeuropäischen Sprache kannte, scheint mir eine unabweisbare Hypothese zu sein. Denn nur so ist es zu erklären, daß er einerseits die Redeteile seiner Sprache noch nicht unterscheiden konnte; daß er anderseits logische Kategorien aufstellte, die einer raffinierten Grammatik in den meisten Dingen entsprachen. Es würde ganz der spekulierenden griechischen Geistesrichtung entsprechen, wenn ein Aristoteles ein solche monströse indische Grammatik gekannt und sie von A bis Z logisch und metaphysisch mißverstanden und unbewußt umgedeutet hätte. Einige Stichproben sollen diese meine Annahme, die klassischen Philologen auf den ersten Blick wild und wüst erscheinen dürfte, illustrieren.

Da ist vor allem die sprachliche Erscheinung der Verneinung.

Auf den Begriff der Verneinung hat Aristoteles den größten Teil seiner Logik, fast die ganze Lehre vom Urteil und den Schlüssen aufgebaut. Dazu ermüdet uns seine Metaphysik bis zum Ekel mit dem ewig wiederkehrenden Gegensatze zwischen dem Seienden und dem Nichtseienden. In seiner Vorstellung wirbeln die Begriffe Negation, Widerspruch und Gegensatz völlig unklar durcheinander. Er versetzt die sprachliche Negation in die Wirklichkeitswelt, nennt sie Widerspruch, und hat denn auch aus diesem Nichts seine Welt geschaffen.

Deutlicher glaube ich die Tatsache nicht ausdrücken zu können, die vorliegt. Die Negation, wie sie durch das Wörtchen „nein“ und seine Verwandten ausgesprochen wird, ist eine Realität, aber doch nur eine Realität der menschlichen Sprache. In letzter Instanz ist diese Negation — wie ich an anderer Stelle sage — die stärkste Äußerung unseres Subjektivismus, unsres Egoismus, unsres Ich. Das Kind, das energisch den Kopf von einer Nahrung wegbeugt, übt die sinnfälligste Negation. Alle Negation heißt eigentlich: „Ich will nicht!“ oder — was genau dasselbe bedeutet: „Ich kann nicht!“ Am letzten Ende aller Enden sind alle Negationen solche Ablehnungen. Wenn mir zugemutet wird, ich solle etwas Schwarzes weiß nennen, so wird eben auch meinem geistigen Ich eine Schüssel vorgesetzt, die ich nicht mag. Ich soll z. B. den „Raben“ mit dem Begriffe „weiß“ im Gehirn assoziieren. Mein Gehirn will und kann nicht. Und wie das Kind, so wende ich energisch den Kopf ab.

Aristoteles ließ sich, wie viele Männer nach ihm, nebenbei durch eine Zufälligkeit der Sprache täuschen (wie es denn auf der Höhe des Denkens eine metaphysische Volksetymologie gibt, die der Glaube der Philosophen ist): sprachliche Unterschiede hätten überall einen realen Grund. In unserem Falle gibt es sprachliche Gegensätze, welche durch „nein“, „nicht“, „un“ usw. ausgedrückt werden, und andre, welche positive Worte zur Verfügung haben. Ich glaube, daß unsere egoistische Bequemlichkeit darüber entscheidet, ob die eine oder die andre Art der Negation zur Anwendung kommt. Ein Mensch, der uns (d. h. eventuell dem, was die Sitte einer Zeit bildet) nützt, ein Mensch, der uns schadet, ist unsrem Behagen so wichtig, daß wir

für beide Charaktere besondre Worte haben: gut und böse. Von den extremsten Lichteindrücken sind wir so heftig getroffen, daß es uns nicht unbequem ist, die Gegensätze durch zwei Worte auszudrücken: weiß und schwarz. Wir sagen nicht: unböse, unschwarz. Da uns die Erkenntnis der Wahrheit weniger nahe geht, haben wir für die Negation von „wahr“ neben „falsch“ noch „unwahr“.

So zufällig ist es, d. h. von lose zusammenhängenden Beobachtungen abhängig, ob ein von uns als Gegensatz, als Widerspruch empfundenes Verhältnis in unserer Sprache durch eine Negation ausgedrückt wird oder nicht. In der äußern Wirklichkeitswelt aber gibt es nie und nimmer ein Gegensätzliches, ein Negatives. Ob ich einen Kerl positiv einen Verbrecher oder negativ einen Unhold nenne, er ist in der Wirklichkeitswelt nie und nirgends als ein Gegensatz des Ehrenmannes vorhanden, sondern höchst real als ein ebensolcher Positiv wie der Ehrenmann. Die „ungeraden“ Zahlen sind nicht weniger positiv als die geraden. Aristoteles aber faßte die Negationen der Sprache als eine Erscheinungsform der Wirklichkeit auf und hantierte in seiner Logik mit negativen Urteilen, als ob der Negation irgend etwas in der Wirklichkeit entspräche.

Ein glücklicher Instinkt (oder die Besonnenheit seiner indischen Quellen) hielt den Aristoteles aber davon zurück, den Begriff der Negation unter seine zehn Kategorien aufzunehmen. Eigentlich war es eine Inkonsequenz; er hatte für die Negation so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb. Den letzten Schritt überließ er unserem Kant, in dessen höchst bedenklicher Kategorientafel die Negation ganz ernsthaft die fünfte Stelle einnimmt. Die Kate-

gorien des Aristoteles sind es nun, woran die Sprachknechtschaft dieses Mannes am offenbarsten wird. Und überdies, nach meiner unbewiesenen Annahme, seine Abhängigkeit von einer unverstandenen Grammatik.

Ich schicke voraus, daß diese Kategorien gewiß sehr wichtig sind für eine Geschichte der Logik, also für eine historische Kritik des Denkens oder der Sprache, daß sie aber überdies ein glänzendes Beispiel geben für die Macht der Trägheit, für die Lebenskraft, welche den Wortklängen innewohnt, selbst dann, wenn sich gar kein klarer Begriff mehr mit ihnen verbinden läßt. Und wer einigen Sinn hat für den feinsten Humor des menschlichen Geistes, für den unfreiwilligen Humor der philosophischen Begriffe, der mag bei der Begriffsgeschichte der Kategorien das freieste, das große Gelächter anschlagen.

Den Kern der Frage hat wohl Trendelenburg erkannt, da er nachwies, daß Aristoteles mit seinen Kategorien die Redeteile im Sinne hatte (oder vielmehr beides verwechselte). Es ist sehr fein, wenn Überweg hinzufügt, er habe dabei mehr die Satzteile (Subjekt, Prädikat usw.) unterschieden, als die Redeteile; und wieder würde ich statt „unterschieden" weniger achtungsvoll „verwechselt" sagen. Man mache sich einmal die Sachlage klar: Aristoteles findet in seinen unbekannten, vielleicht doch indischen Quellen die menschliche Rede in Redeteile zerlegt. Er begeht zunächst den Irrtum, diese Redeteile (also Analogiebildungen der Grammatik) mit Analogiebildungen der Syntax durcheinander zu werfen. Denn die Verwechslung wird nicht durchgeführt; er hat eine unklare Vorstellung davon, daß seine erste Kategorie, die des „Was", die später sogenannte Quidditӓt, allen



AUS C. GESNER'S FISCHBUCH 1598

Der Meerbischof [Episcopas marinus]

andern Kategorien als das geborne Subjekt gegenübersteht. Nun aber begeht er den zweiten Irrtum, diese so oder so sprachlichen Begriffe in die Wirklichkeitswelt zu projizieren und nach ihnen seine und aller Nachgebornen Vorstellung von der Welt ordnen zu wollen. Zum Glück des Aristoteles ist seine Quelle wenigstens die Grammatik einer indoeuropäischen Sprache gewesen; hätte er zufällig (denn er konnte ja die Ähnlichkeiten zwischen Griechisch und Indisch nicht ahnen) nach einer chinesischen Grammatik gearbeitet, es wäre — für den Standpunkt eines abendländischen Gehirns — eine Tollhausarbeit geworden.

Die psychologische Entstehung der Aristotelischen Kategorientafel ist aber bis heute nicht ganz richtig gedeutet worden, trotzdem die zu Grunde liegenden Tatsachen der gelehrten Welt längst bekannt sind. Ich denke dabei an die grammatische Unschuld des Aristoteles. Er kannte unsere Einteilung der Redeteile noch nicht. Er konnte also nicht etwa — wie Trendelenburg das eigentlich darstellt — bewußt die Redeteile in metaphysische Kategorien verwandeln; er machte diesen Schritt vielmehr — man verzeihe das Wort — ganz dumm. Er hielt für oberste Begriffe der Welt, was Analogien der Sprache waren. Darum ist eben „Kategorie" unübersetzbar geblieben; weil er sich etwas völlig Unklares dabei vorstellte. Die erste Kategorie, die des „Was", schwankt unklar zwischen unseren Begriffen: Namen, Subjekt und Wirklichkeit. Die dritte Kategorie, die der Qualität, schwankt ebenso unklar zwischen: Adjektiv, Artunterschied und Sinneseindruck. Die vier letzten Kategorien tasten noch unklarer um die Formen des Verbums herum. Er scheint ungefähr für intransitive und für transitive Verben, für das Aktivum

und für das Passivum besondere Kategorien aufstellen zu wollen; besondere Kategorien für die einzelnen Casus des Nomens, für die Zeiten und Personen des Verbums gibt er nicht, aber doch, wie es scheint, mehr aus Unwissenheit als aus besseren Gründen.

Seine Kategorienlehre ist die Grundlage seiner Logik und seiner Metaphysik; aber diese Kategorienlehre ist von einem vorlogischen, einem vorgrammatischen Denken hergestellt, fällt immer wieder unter den Bann des gemeinen Sprachgebrauchs, so sehr sie sich bemüht, die Begriffe klarer als die Gemeinsprache zu fassen. Vorlogisch ist die Kategorienlehre, weil sie unaufhörlich den Schülerschnitzer begeht, zu früh zu generalisieren, weil sie sich in unzähligen Fällen mit richtigen oder falschen Beispielen begnügt, wo Beweise zu verlangen wären. Und gerade dieses Buch, das die technischen Ausdrücke für eine so ungeheuere Literatur hergab, das auch noch Kant verführte, es zu überbieten, war doch nur ein unglücklicher Versuch, die vulgären Abstraktionen der Sprache in eine vermeintliche Erkenntnis der Wirklichkeit umzusetzen. So schwach ist dieser Versuch, daß auch Kirchmann bei aller Verehrung den Gedankengang bald dürftig, bald flüchtig nennen muß und daß die philologischen Erklärer des Aristoteles oft in die Verlegenheit geraten sind, das Ganze entweder für eine Jugendarbeit oder für eine populäre Schrift oder aber einzelne Kapitel für Fälschungen zu erklären.

Dieser vorgrammatische Geisteszustand des Aristoteles scheint mir das Elend seiner Kategorien genügend zu erklären. Wir müssen uns an ihn selbst halten und nicht an die spätere Logik der Aristoteliker. Schon bei den Römern,

welche unsere Grammatik so ziemlich zu Ende gefunden hatten, wurde „Kategorie“ mit prædicamentum oder prädicabile — der spitzfindige Unterschied zwischen diesen beiden Worten geht uns so wenig an wie der zwischen Kategorie und Kategorem — übersetzt und dabei wohl etwas Ähnliches wie unser Prädikat vorgestellt. Bei Aristoteles aber ist die *κατηγορια* offenbar anfangs noch kein technischer Ausdruck, sondern vielmehr „das, was sich von den Dingen sagen läßt“. Was sich sagen läßt, wohlgemerkt. Ich wiederhole: die ganze Logik dieser Zeit war eine Anweisung zur Rhetorik; es war den Lehrern darum zu tun, über irgend einen Gegenstand möglichst viel ordentlich schwatzen zu lassen. Es gehört im Grunde diese ganze Kategorienlehre des Aristoteles in seine durchaus lächerliche „Topik“ hinein, in jene Disziplin, welche das Schamgefühl der Philosophen denn doch zu lehren aufgehört hat. Diese einst der Logik gleich berühmte Topik war auf der Höhe der Bücher, welche versprechen, in 24 Stunden das Dichten zu lehren; eine Schwatzlehre, ein Unterricht in der Kunst, über jede beliebige Frage schablonenhaft etwas zu „sagen“. Die Kategorien, das Sagenswerte, bilden das oberste Schema dieser Schwatzschule. Nichts leichter, als die Zunge im Gange zu erhalten, wenn man auswendig gelernt hat: ich werde von meinem Pferde oder von meiner Reise zuerst die Tatsache feststellen, dann nacheinander Bestimmungen der Quantität und Qualität, des Raumes und der Zeit usw. hinzufügen.

Jedes Wort über diese abgetane Topik des Aristoteles wäre überflüssig, wenn sich in dieser Disziplin der Alten nicht ganz deutlich der Gesamtcharakter ihres Denkens und Philosophierens verriete. Wir haben bis jetzt gesehen, daß

Aristoteles in den beiden Grundlagen seiner Logik, der Lehre von der Negation und der Lehre von den Kategorien, die vorhandenen Sprachformen ganz abergläubisch wie wirkende Gottheiten auffaßte, indem er das Nein, also unsere subjektive Ablehnung einer Behauptung, blindlings in die Wirklichkeitswelt verlegte, und indem er ebenso unklar verstandene allgemeine Formen der Sprache als Kategorien verehrte und ihnen Opfer brachte, vor allem das intellektuelle Opfer seines vielgerühmten Realismus. Wer mir nicht zugeben wollte, daß Aristoteles in den bisher gegebenen Beispielen, in der Lehre von den negativen Sätzen und in der Kategorienlehre, sich als einen unklaren Kopf bewährt habe, daß er über eine sophistische Zergliederung überlieferter abstrakter Worte nicht hinausgekommen sei, der müßte zur Strafe seine Topik lesen.

Hätte Aristoteles seine Topik nur zum Spaße geschrieben, mit Bewußtsein als eine niedrigstehende Anleitung zur Disputierkunst, hätte er seine metaphysischen und logischen Schriften mit einem andern Geiste erfüllt, so könnte man die Sache so auffassen, als habe ein großer Philosoph sich nebenbei zur Abfassung eines für seine Zeit praktischen Handbuches herbeigelassen. Auch Schopenhauer hat so eine Eristik (Disputierkunst) zu schreiben angefangen. Doch das war durchaus nicht die Auffassung des Aristoteles. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Philosophie der Griechen oft nichts weiter war, als Rhetorik, Disputierkunst, Rechthaberei, Rabulisterei, ein unendliches Streiten um Worte, das bei Sokrates nur ganz anders getrieben wurde als bei den andern Sophisten. Aus den spöttischen Reden des Sokrates tönt freilich stets die Sehnsucht heraus, die Worte erst

auf ihre Beziehung zur Wirklichkeit hin zu prüfen. Platon jedoch und Aristoteles schwören schon wieder auf Worte; und nirgends ist die Torheit der griechischen Denker, ihre Freude daran, daß sich mit Worten trefflich streiten lasse, so offenkundig geworden wie in der breiten Topik des großen Aristoteles. Genau so wie es dem juristischen Geschäftsmanne, dem gewissenlosen Advokaten nur darauf ankommt, den Gegner zu besiegen, einerlei durch welche Mittel, so will auch Aristoteles in seiner Topik nichts weiter lehren, als wie man den Gegner besiegen, wie man ihn zum Schweigen bringen könne. Und diese schmachvolle Disziplin, die durch Jahrhunderte gepflegt worden ist, die noch von dem Oberschwätzer Cicero sorgfältig behandelt wurde, hat zu Hauptwerkzeugen eben die beiden Grundlagen, die wir als erlogene Hauptstützen der Logik kennen gelernt haben: die negativen Sätze mit den Spitzfindigkeiten vom Widerspruch und die Kategorien.

Die Topik des Aristoteles steht eigentlich nur in moralischen Beziehungen sehr tief unter seiner formalen Logik. Auch die Logik hat keinen erkenntnistheoretischen Wert. Die Methode des Kampfes ist für unsere Vorstellungen wortspielerisch, orientalisch, talmudisch. Doch die Kämpfe der Logik glauben die Wahrheit zum Ziele zu haben. Die Kämpfe der Topik dienen eingestandenermaßen einer Eitelkeitsabsicht, der Besiegung des Gegners. Die Griechen waren leidenschaftliche Debatter. Aristoteles hat ihrer Disputierlust eine Disputierkunst geschenkt. Er stellt diese Kunst ausdrücklich neben die Heilkunst und die Redekunst. Doch er gibt keine Regeln, die überall Geltung hätten. Nein, er gibt die Spielregeln des griechischen Disputierspiels.

Bei diesem Spiele sind die Rollen zwischen dem Vertreter der Frage und dem Vertreter der Antwort verteilt wie auf dem Theater; wollte die Antwort aus der Rolle fallen, so könnte die Frage rufen: ich spiele nicht mehr mit. Die Topik ist ein Kodex für das antike Rededuell. Kein Ehrenkodex. Aristoteles rät der einen wie der andern Partei zu gemeinen Finten.

Bei der Ungenauigkeit seiner Darstellung ist es natürlich, daß Aristoteles in seiner Topik gelegentlich auch Ergänzungen zu seiner Logik beibringt. Gerade da spielt ihm aber seine Auffassung von der Modalität der Schlüsse d. h. von dem Grade der subjektiven Wahrheit, einen schlimmen Streich. Wo es nur auf Befriedigung der Eitelkeit ankommt, auf scheinbare Besiegung des Gegners, da wird die subjektive Überzeugung schließlich ebenso gleichgiltig wie die objektive Wahrheit und der Disputierkünstler wird einfach zum Lügner und Betrüger. Höchste Instanz für die Debatte ist die öffentliche Meinung. (Topik I. 14.) Schon Quintilianus, der unter einem römischen Kaiser wie ein Literaturprofessor den feinen Stil lehrte, machte sich einmal über die Aristoteliker lustig, die auf ihre Debattierschule stolz wären. Wir hätten heute allen Grund, die nachgebornen Schüler dieser Topik, deren Handeln immer nur Reden ist, noch schärfer zu verurteilen. Aber — wie gesagt — die Topik ist der Logik nicht ganz unwürdig.

Es ist ein und derselbe Geist, der die Logik und der die Topik diktiert hat. Der heilige Geist war es nicht. Und der Tag wird kommen, wo die Logik des Aristoteles mit der ganzen Kategorienlehre der Topik nachgeworfen werden wird, dorthin wo sie am tiefsten ist. Schon Kirchmann hat in der Vorrede seiner Topikübersetzung darauf aufmerk-

sam gemacht, daß diese Disziplin aus der wissenschaftlichen Welt verschwunden sei, trotzdem das Disputieren heutzutage öffentlich noch mehr geübt werde als im Altertum. Aber er hat von den Wortkriegen der Reformatoren und der jetzigen Parlamentarier mit zu großer Hochachtung gesprochen, um den Unterschied gegen die Disputationen der Alten zu erkennen. Es fehlte im 16. Jahrhundert sowohl als heute das philosophische Interesse der Welterkenntnis. Wohl behaupteten die Reformatoren, die Wahrheit zu besitzen oder sie zu suchen, wohl behaupten die Klassen- und Distriktsagenten, die sich seit 1789 Abgeordnete des Volks nennen, die Sache der Wahrheit zu vertreten; aber auch die ehrlichsten unter ihnen verteidigen nur praktische Wahrheiten, nicht Wahrheiten der Welterkenntnis.

Denn auch die Reformatoren wollten ja nur das höchst praktische Verhältnis zwischen dem Menschen und seinem lieben Gott regeln. Es war vom höchsten praktischen Interesse, ob man den Zangen und den glühenden Kesseln des Teufels durch Ablaßgroschen, durch gute Werke oder durch den wohlfeilen Glauben entgehen konnte. Die Entscheidung lag bei der richtigen Auslegung des Gotteswortes. An der Göttlichkeit der Bibel zweifelte keiner von den Herren. Da war es von ihrem Standpunkte aus ganz richtig, wenn sie sich um die Herkunft dieses göttlichen Wortes nicht weiter bekümmerten. Sie hatten des Aristoteles philosophische Disputierkunst nicht nötig, weil sie doch nur wie zwei habgierige Parteien um den Sinn des vorliegenden Vertrages stritten. Dessen Wortlaut stand fest.

Ganz ebenso praktisch ist das Streitobjekt unserer Abgeordneten, nur daß es sich gewöhnlich um ein diesseitiges

Interesse handelt, um Magenfragen. Die vorgetragenen Weltanschauungen sind Aufputz und selten ernst gemeint. Mit der Disputierkunst des Aristoteles könnte weder ein Konservativer noch ein Liberaler auch nur einen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Der Parlamentarismus hat den modernen Gesichtspunkt in den Ruf „zur Sache“ zusammengedrängt. Die Disputierkunst des Aristoteles hatte noch keine Ahnung davon, daß man zur Sache sprechen könne oder gar solle; und kein Grieche oder Römer ist den Schülern des Aristoteles mit dem Rufe „zur Sache“ ins Wort gefallen. Eigentlich geschieht es in der Kritik der Sprache zum ersten Male wieder seit dem Versuche Lockes, daß das Wort zur Sache gerufen wird.

Aber auch wo die Reformatoren und die Parlamentarier nur um des Streites willen disputierten, nur um den Gegner zum Schweigen zu bringen, da konnten sie unmöglich zu der alten Topik zurückkehren. Neuere Anleitungen dieser Art sind bewußte Rhetorik; das Organon des Aristoteles, d. h. die Logik mitsamt der Topik, ist unbewußte Rhetorik. Insbesondere diese Topik wieder aufzunehmen ging nicht wohl an; der Mensch kann doch unmöglich die Speise wieder als Speise betrachten, die er einmal vor Ekel ausgebrochen hat.

Und dennoch ist eine letzte Spur dieser antiken Schulung noch vorhanden und zwar in der sogenannten Chrie, wie sie noch heutzutage mehr oder weniger offen dem deutschen Schulaufsatz zu Grunde gelegt wird. Ich wenigstens mußte zwischen meinem 16. und 19. Jahre fast jeden Monat eine solche Chrie ausarbeiten, die mit blödsinniger Einförmigkeit jedes Thema ungefähr nach den Gewohnheiten der alten

HANS BALDUNG GRIEN



ARISTOTELES UND PHYLLIS

Topik beschwatzen lehrte. Dieses regelrechte Schwatzen ist auch das Ziel des bekannten Frageverschens:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Regelrechtes Schwatzen bezweckten auch die Anweisungen der sogenannten Homiletik, der kirchlichen Rhetorik, nach denen auch der dümmste Kerl eine ordentliche Predigt zusammenschweißen kann.

Notwendig war der Hinweis auf die Topik des Aristoteles darum, weil die Kategorien seiner Logik und die „Oerter" seiner Topik — wie man sich auch drehen und wenden mag — ein und denselben unklaren Begriff bedeuten.

Ich will das mit wenigen Worten zeigen und es ist nicht meine Schuld, wenn die Achtung des Lesers vor dem Tiefsinn des Aristoteles dabei sich nicht erhöhen wird.

Es ist die Absicht seiner Topik, eine Anweisung zu geben zur Auffindung dessen, was sich über irgend einen beliebigen Gegenstand aussagen läßt. Von der sprachlichen Bezeichnung „auffinden" mag er — wenn der Ausdruck nicht schon vor ihm ein technischer war — das Bild hergenommen haben, die verschiedenen Gesichtspunkte die „Oerter" zu nennen, *τοποι*. Ich mache darauf aufmerksam, daß auch in unserer Sprache „Gesichtspunkt" zuerst einen Ort bedeutet, daß also das griechische Wort gar nicht so seltsam ist, wie es scheint. Drücken wir nun die Aufgabe der Topik etwas gelehrter aus, so will sie eine Anweisung geben zum Auffinden der Gesichtspunkte, von denen aus sich etwas über einen Gegenstand aussagen oder prädizieren läßt. Da Kategorie nun auch wieder nichts anderes heißt als eine allgemeine Aussage, ein allgemeiner Gesichtspunkt, so geht aus der Definition der Topik der Unsinn hervor,

sie lehre die Auffindung allgemeiner Gesichtspunkte für allgemeine Gesichtspunkte. Wir alle nennen einen abgedroschenen Satz, der die Aufmerksamkeit gar nicht mehr zu erregen vermag, einen Gemeinplatz. Ich habe in Prantls Geschichte der Logik die Geschichte dieses Wortes nicht gefunden. Offenbar sind aber die Gemeinplätze, die loci communes, nichts als eine Übersetzung der „allgemeinen Oerter" des Aristoteles, die wieder unklar mit seinen Kategorien zusammenfielen. So sind schon in alter Zeit die Kategorien des Aristoteles zu Gemeinplätzen geworden.

Der Vater der Logik verfügte ebenso wenig über scharf definierte Worte wie über klar unterschiedene grammatische Begriffe. Er schwört wortabergläubisch auf die Gemeinsprache.

Eine dunkle Ahnung dieser Tatsache hatte Aristoteles selbst, er empfand sie aber schwerlich als einen Mangel. In seiner Sprache nennt er „analytisch", was wir heute „logisch" nennen; was er selbst „logisch" nannte, bedeutete ihm ungefähr rhetorisch oder sprachlich.

Sehr aufmerksame Leser werden mir nun hier einen wichtigen Einwurf machen. Nach meiner Meinung soll Aristoteles seine Kategorien nach den Redeteilen aufzustellen versucht haben, aber so, daß er diese Redeteile — von wo immer er ihre Einteilung her hatte — nicht klar auffaßte. Ist nun auch die Kategorientafel des Aristoteles selbst mißlungen, so müßte doch — wird man sagen — auf Grund einer verbesserten Grammatik eine bessere Kategorientafel aufzustellen sein. Dies aber kommt mir gerade nicht in den Sinn, weil ich überall leugne, daß die grammatischen Formen mehr seien, als zufällige Analogien einzelner Sprachen, weil

ich ja behaupte, daß die reale Wirklichkeitswelt ebenso wenig nach Kategorien eingeteilt sei wie die ältesten Sprachen nach grammatischen Kategorien.

Des Aristoteles Abhängigkeit vom gewöhnlichen Sprachgebrauch verrät sich fast in jedem Satze seines Organon; sie verrät sich ganz besonders in seiner Unsicherheit, soweit die Zahl der Kategorien in Frage kommt. Die bezüglichen Stellen sind von Prantl (I, Anmerk. 356) übersichtlich zusammengestellt. Ich sehe von den Fällen ab, wo Aristoteles offenbar nur die ersten drei Kategorien anführen will und sich's mit einer Art „usw." bequem macht. Aber auch sonst stockt er häufig nach den Kategorien des Wer oder Was, der Quantität und der Qualität und tappt für die übrigen nach einem unmöglichen zusammenfassenden Ausdruck. Offenbar schweben ihm die Leideform des Verbums und die unklare Tätigkeit der Bewegung als wichtigste Gesichtspunkte vor. Er ist aber unfähig, z. B. die aktive Bedeutung eines Verbums jedesmal zu erkennen, wenn es (wie so häufig im Griechischen) passive Form besitzt. So würde er im Deutschen die beiden Sätze „er hat die Schwindsucht" und „er ist schwindsüchtig", trotzdem sie durchaus den gleichen Sinn geben, unter zwei verschiedene Gesichtspunkte oder Kategorien rücken, weil das eine Mal von einem Haben, das andere Mal von einem Sein die Rede ist. Seine Kategorienlehre ist eine verschämte Topik.

Um nun dem unbefangenen Leser eine Probe von dem wirklich kindischen Geschwätz des Aristoteles zu geben, will ich jetzt hersetzen, was dieser Vater der Logik im letzten Kapitel seiner Kategorienlehre über die Kategorie des Habens zusammengeredet hat. Selbstverständlich denkt

er einzig und allein an den Sprachgebrauch des griechischen Wortes für haben, an *ἔχειν*. Wollte ich, da doch seine ganze Denklehre für alle Zeiten und für alle Völker gelten soll, diese Stelle im griechischen Sinne übersetzen, es würde sich ein noch weit tollerer Unsinn ergeben. Ich erweise dem alten Meister also noch einen Gefallen, wenn ich die Übersetzung Kirchmanns gebe, der sich aufrichtig bemüht hat, einen modernen Sinn in die Geschichte zu bringen. Das Kapitel lautet vollständig in dieser Übersetzung: „Das Haben wird in verschiedenem Sinne gebraucht; teils bezeichnet es eine Eigenschaft oder einen Zustand, oder irgend eine andere Beschaffenheit; denn man sagt, daß Jemand eine Wissenschaft oder Tugend besitze; teils gebraucht man das Wort bei der Größe, z. B. wenn Jemand eine bestimmte Größe hat; denn man sagt dann von ihm, daß er eine Größe von drei oder vier Ellen habe; teils gebraucht man das Wort bei der Bekleidung des Körpers, z. B. bei einem Mantel oder Rock; teils bei dem, was man an einem Teile hat, z. B. bei dem Fingerringe an der Hand; teils bei dem, was man als Glieder hat, z. B. die Hand und den Fuß; teils bei dem, was in einem Gefäße ist; so hat z. B. der Scheffel den Weizen oder der Krug den Wein; denn man sagt, daß der Krug den Wein habe (enthalte) und der Scheffel den Weizen; man gebraucht von alledem das Haben wie bei dem Gefäße. Auch wird das Haben in Bezug auf das Vermögen gebraucht; denn man sagt, daß Jemand ein Haus oder ein Ackerstück habe.

Auch sagt man: eine Frau haben und daß die Frau einen Mann habe; diese Bedeutung von Haben ist die aller entfernteste, denn man versteht unter ein Frauenzimmer haben

nichts anderes, als ihr beiwohnen. Vielleicht lassen sich noch andere Bedeutungen von Haben aufzeigen; indes werden die hier genannten wohl die gebräuchlichsten sämtlich befassen."

Alle Versuche, auch der von Prantl, den Kategorien des Aristoteles eine tiefere als eine sprachliche Bedeutung zu geben, werden mit der Zeit aufhören, einen ernsthaften Eindruck zu machen. Soll ich es versuchen, meine kritischen Bemerkungen über die Kategorien in knappen Worten zusammenzufassen, so muß ich sagen: der Plan des Aristoteles, die abstraktesten Analogien der Sprache mit den allgemeinsten Analogien der Wirklichkeitswelt in Übereinstimmung zu bringen, scheiterte und mußte kläglich scheitern an seiner erkenntnistheoretischen Unschuld, die auf dem Gebiete der Sprache ebenso groß war wie auf dem Gebiete der Wirklichkeit; wenn wir mit beiderlei Kenntnissen unendlich besser ausgerüstet, den alten Plan wieder aufzunehmen suchen, so kommen wir — je nach unserer Weltauffassung — zu demselben oder zu einem viel wichtigeren Ergebnis, zu dem nämlich, daß die allgemeinsten Begriffe der Sprache den allgemeinsten Analogien der Wirklichkeit nicht entsprechen und nicht entsprechen können, daß es Kategorien der Wirklichkeit nicht gibt.

Nachdem ich so die Grundlagen der Logik des Aristoteles betrachtet habe, hätte ich seine Darstellung der eigentlichen Denklehre kritisch wiederzugeben. Ich habe diese Aufgabe in meiner „Kritik der Sprache" an der geltenden Logik zu lösen gesucht. Denn die später kodifizierte heute noch allgemein in Ansehen stehende Logik, ist auch in ihrer bloßen Mechanik weit mehr eine Schöpfung des

Aristoteles, als Prantl das zugeben will. Er liebt es nur, aus jeder Unklarheit seines Meisters eine Tiefe zu machen. Ich glaube bestimmt, daß Aristoteles nach seiner ganzen Geistesanlage seine Nachfolger sehr bewundert hätte, daß sie in ihrer mechanischen Disziplin gewöhnlich das gefunden haben, wonach er mit mangelhaften Mitteln rang. Nur einige wenige Bemerkungen will ich hinzufügen.

Aristoteles kann nicht umhin, im Begriffe die Grundlage alles Denkens zu sehen. Da er aber nicht imstande war, Sprache und Wirklichkeit deutlich auseinander zu halten, da er die Sprache, das angebliche Werkzeug der Erkenntnis, auf Schritt und Tritt mit der Wirklichkeit, dem Gegenstande der Erkenntnis, verwechselte, so geschah ihm genau dasselbe was Platon geschehen war: der Begriff war ihm bald etwas Logisches, bald etwas Wirkliches oder — wie man gewöhnlich sagt — Ontologisches. Er hatte wahrscheinlich die redliche Absicht, die Ideenlehre Platons zu überwinden und den Begriffen die zeugende Kraft abzusprechen. Aber immer wieder kehrt er zu der märchenmäßigen Ideenlehre zurück, immer wieder sieht er in den Begriffen Realitäten; himmelweit entfernt ist er von der nominalistischen Lehre. Er versteckt sich dabei hinter durchsichtigen Worten. Im Begriffe liegt für ihn das „wesentliche Sein" der Dinge; und trotzdem im Griechischen die beiden Worte „Wesen" und „Sein" womöglich noch deutlicher identisch waren als im Deutschen, bemerkt er die Tautologie nicht. Wenn man die Begriffslehre und die gesamte Logik des Aristoteles hoch anschlagen will, so kann man behaupten, die griechische Erkenntnis-Theorie sei durch diese Bücher blanker geworden; die Sophisten waren, als die Scheuerfrauen der

Philosophie, mit einem Groß-Reinemachen der Sprache vorangegangen, und hatten es dabei an Lärm, Schmutz und Lauge nicht fehlen lassen. Blanker, wie gesagt, sah nachher das Haus wohl aus; aber die Armut wurde dadurch nur noch sichtbarer.

Entfernt sich Aristoteles in seiner Begriffslehre nicht allzuweit von der mythologischen Ideenlehre Platons, so wird in seiner Lehre vom Schließen der Begriff aus einem realen Dinge ganz und gar zu einem lebendigen Organismus, der in der Umarmung mit anderen Begriffen, insbesondere mit dem Mittelbegriff, neue ihm ähnliche Geschöpfe in die Welt setzen kann. Wäre an dieser Phantasie irgend etwas Wahres, so wäre die ursprüngliche, mit seiner Topik verwachsene Denklehre des Aristoteles allerdings wertvoller als die spätere auf Aristoteles aufgebaute Logik, wie sie sich bis auf unsre Tage langsam fortentwickelt hat. Diese spätere, weit scharfsinnigere formale Logik führt zu keinen neuen Kenntnissen; niemals geht der Schlußsatz über den Inhalt der Prämissen hinaus, niemals erweitert sich der Begriff — wie ich gezeigt habe — zu einem andern Urteil als einer Tautologie. Da wäre denn freilich das Vorhandensein von fruchtbaren, zeugungsfähigen Begriffen eine sehr schöne Bereicherung des Geistes. In Wirklichkeit aber steht es traurig um die Annahme des Aristoteles. Wir sind mit Hilfe der formalen Logik zwar nur zu der Übersicht unserer Wissenschaften gelangt, zu sogenannten Gesetzen, welche eigentlich nicht mehr sind als bequeme sprachliche Zusammenfassungen unerklärter, aber mehr oder weniger genau beschriebener Erscheinungen, die sich durch gewisse Ähnlichkeiten unserm Gedächtnis gemeinsam eingeprägt haben. Nicht einmal zu diesen armen Gesetzen ist Aristo-

teles jemals mit seinen zeugungsfähigen Begriffen gekommen. Er hat nicht einmal den wissenschaftlichen Drang unserer Forscher, unserer Naturgesetzkundigen. Er ist selbst in unserm bescheidenen Sinne ein unwissenschaftlicher Kopf. Ganz mechanisch sucht er immer wieder über seine Begriffe zusammenfassende höhere Begriffe zu setzen, um so an der Spitze jeder einzelnen Disziplin schließlich zu einem obersten einzigen Begriffe oder auch Satze zu gelangen. Alle modernen Sprachen jonglieren heute noch mit den Worten, mit denen Aristoteles diese obersten Sätze bezeichnet, oder mit schlechten Übersetzungen dieser Worte. Einige dieser Worte — wie Maxime — haben sich auf das Altenteil der Ethik zurückgezogen. Andere — wie Axiom und Hypothese — sind erst im 19. Jahrhundert auf ihren Wert genauer untersucht worden. Für uns kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese letzten Prinzipien nur Worte sind oder aber Sätze, mit denen wir höchst abstrakte Worte feierlich definieren, indem wir sie heimlich zugleich dem praktischen Gebrauch irgend einer Disziplin anpassen. Ich möchte sagen: Axiome sind solche höchst abstrakte Worte, an deren unerklärbaren Wert die Gelehrten mit dem Volke ehrlich glauben; Hypothesen solche Worte, an deren Wert die Gelehrten nur zu glauben vorgeben; Postulate — die sich denn ebenfalls verschämt oder unverschämt in die Ethik geflüchtet haben — sind solche Hypothesen, an die eigentlich kein Mensch glaubt.

* * *

An vielen Stellen meiner Sprachkritik mußte ich es aussprechen, daß die einzelnen hierher gehörigen Disziplinen



dadurch über ihre Bedeutung täuschen, daß der in ihnen aufgewandte Scharfsinn allerdings das abstrakte Denkvermögen des Durchschnittmenschen wesentlich überschreitet. Hier die Etymologie, dort die Logik treiben ein so geistreiches und belustigendes Spiel mit Worten, daß neugierige Kinder und Gelehrte eine Zeitlang von dem bunten Feuerwerk ergötzt werden. Bevor so ein Mensch das Spielerische des Vorgangs durchschaut, bevor er an den Wert dieser Spiele für die Welterkenntnis verzweifelt, muß der arme Teufel sterben. Und so erbt sich auch diese Spiel-Pietät von Geschlecht zu Geschlechte, bis dann nach vielen Generationen einmal ein Donnerwetter dreinschlägt, eine geistige Revolution ausbricht, welche klar zu scheiden versucht zwischen Erkenntnis und Spiel.

Ein belehrendes Beispiel dafür, wie naiv man in alter Zeit die Grenzen zwischen der Logik, der angeblichen Grundlage aller Philosophie, und kindischem Spiele zu verwischen vermochte, liegt in der gelehrten Theorie des Rätsels, die ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles aufgestellt hat. Es sei jedes Worträtsel eine logische Aufgabe, ein Problem, welches demnach den andern Problemen der Topik gleich behandelt werden müsse. Den Alten war bei ihrer Freude an sophistischem Disputieren das Aufwerfen von Problemen ein Teil der geselligen Unterhaltung. In gebildeten Kreisen liebte man es so eine Frage aufzuwerfen, sie mit allen Chikanen der Halbbildung, bewußt oder unbewußt kalauernd, zu beschwatzen und die Aufstellung von Rätseln gehörte mit zu solchen Gesellschaftsspielen oder Tafelfreuden. Wenn bei uns intelligentere junge Leute aus gebildeten Kreisen beisammen sind, so wird mitunter ein ähnlich hübsches Spiel ge-

trieben, bei welchem einer durch Fragen, auf welche immer nur mit ja oder nein geantwortet werden darf, das aufgegebene Rätselwort zu lösen hat. Besitzt der Jüngling einige Herrschaft über die Sprache und eine lebhafte Gedanken-Assoziation, so wird er nicht allzuviel Zeit brauchen, um nicht nur konkrete Dinge zu erraten (wie z. B. die kleine Perle in der Nadel von Fräulein Dora), sondern auch etwas Abstraktes (wie z. B. die Tugend der Lucretia). Unsere jungen Leute halten diese Tätigkeit für einen bessern Zeitvertreib und haben keine Ahnung davon, daß sie damit logische Übungen anstellen im Geiste der Schule des Aristoteles.

Das mag hart klingen. Das Lebenswerk des berühmtesten Philosophen, der Stolz zweier Jahrtausende, nicht mehr als ein Gesellschaftsspiel. Es mußte aber schroff gesagt werden, in welchem Maße Aristoteles für unser Geistesleben ein toter Mann sei, für dessen Studium heute noch eine Akademie der Wissenschaften ihre materiellen und intellektuellen Mittel alexandrinisch verwendet.

Aristoteles ist für uns tot; selbst für die unter uns, die noch im Historismus stecken geblieben sind, sollte er nicht mehr lebendig heissen. Er glaubte wirklich, seine Zeit hätte das Ende der menschheitlichen Entwicklung gebracht. Das Ende oder die Vollendung in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst. Er bewundert staunend, wie wir's so herrlich weit gebracht haben. Der Philosoph, der überall das Sein aus dem Werden zu erklären vorgab, hatte keine Vorstellung von dem Werden des Menschengeistes. Es war für ihn ausgemacht, daß der Mensch alle möglichen Sinne besitze; ihm dämmerte der Gedanke nicht, daß auch die menschlichen Sinne nur Zufallssinne sind.

Tot ist Aristoteles für uns, weil er keinen Sinn besaß für das höchste Glück Goethereifer Erdenkinder, für die Persönlichkeit. Nicht nur, daß der Grieche von den modernen Menschenrechten nichts wußte, daß er die Sklaverei verteidigte; nein, in Kunst und Leben ist sein Ideal der Normalmensch, der sich banalen Verstandesgesetzen unterwirft. Die mittelalterlichen Nominalisten, die das Individuum allein wirklich nannten und so unbewußt schon die Persönlichkeit auf den Schild hoben, beriefen sich allerdings auf Aristoteles; aber nur, wie damals alle Welt sich auf Aristoteles berufen mußte. Er war der poetischen Ideenlehre Platons gegenüber nüchtern und prosaisch genug, um kein Idealist zu sein. Für einen konsequenten Nominalismus fehlt ihm nicht weniger als alles. Er hatte keinen Sinn für den Adel der Persönlichkeit. Und er war bei seinem ausgebreiteten wissenschaftlichen Betriebe selbst keine philosophische Persönlichkeit. Der Mann der mittleren Linie, der Denker ohne schöpferische Kraft, der Schriftsteller ohne überzeugende Macht war kein Philosoph.

Aristoteles ist tot, weil er wortabergläubischer war, als sonst leicht ein namhafter Autor aus der Philosophiegeschichte. „Die Stimme des Publikums, wenn es auch aus lauter gewöhnlichen Köpfen besteht, ist ihm doch im Verein richtig und respektabel.“ Darum geht er sogar auch bei der Untersuchung schwierigster Fragen am liebsten von der Volksmeinung aus, vom Sprachgebrauch. Die allgemeine Übereinstimmung verspricht Annäherung an die Wahrheit. Selbst in der Logik, selbst in der Kategorienlehre, wo doch alles darauf ankam, tiefer zu dringen als die Gemeinsprache, ist er durchaus abhängig von den Zufälligkeiten der Sprache,

von den Zufälligkeiten seiner Muttersprache. Und vielleicht hat es Aristoteles grade dieser seiner Sprachknechtschaft zu verdanken, daß die wissenschaftliche Sprache durch so lange Zeit unter die Knechtschaft seiner Kunstsprache geriet. Jawohl, er hat die technische Sprache der Philosophie beeinflußt, wie niemand vor ihm oder nach ihm; er schien zu herrschen, weil er sich unterwarf. Sein Wortaberglaube war niemals unzeitgemäß.

Hegels heimlich fortwirkende Auffassung von Geschichte und Philosophie, Hegels Wortaberglaube an eine Vernunft in der Geschichte läßt den dreimal toten Aristoteles nicht zur Ruhe kommen. Darum war es vielleicht nicht nutzlos, über Aristoteles zu sprechen ohne Pietät vor der Geschichte seiner Geltung. Die Geschichte der Geltung berühmter Namen ist ein Teil der Kulturgeschichte, nicht ihr kleinster Teil. Die Geschichte der großen Namen ist noch zu schreiben; die Geschichte der Namenswerte Homer und Virgil, die jüngere Geschichte von Shakespeare oder Spinoza. Auch die Geschichte der Namenswerte ist eine Wirkung zufälliger Umstände. Auch die zweitausendjährige Geschichte des Namens Aristoteles ist Zufallsgeschichte.

Ein besonderer Zufall war es, daß von den griechischen Schriften, die ein breites Weltbild der damaligen Zeit gaben, gerade die des Aristoteles erhalten blieben. Ein anderer Zufall — Zufall immer im Gegensatze zu einer Vernunft in der Geschichte — sorgte dafür, daß die Dekadenz des Hellenismus, daß der Alexandrinismus und seine Kommentatoren unmittelbar auf den Lehrer des großen Alexander folgten. Wieder ein anderer historischer Zufall ließ die abendländische Kulturherrschaft auf die Römer übergehen, die

fast überall die Griechen abschrieben und so auch den alexandrinisierten Aristoteles übernahmen und als das Universallexikon des Wissens ihren Erben übergaben, den neuen Kulturvölkern Europas. Wieder ein anderer Zufall brachte da die Wortdistinktionen des Aristoteles und das Christentum zusammen, das inzwischen aus gemütlichen Anfängen eine geistige und politische Macht geworden war. Wieder ein anderer Zufall hatte einige Schriften des Mannes zu den Arabern hinübergerettet, ließ sie von semitischen Naturforschern bearbeiten und brachte sie auf seltsamen Umwegen der christlichen Scholastik zu Hilfe. So wurde Aristoteles ein großer Philosoph für das Altertum, so wurde er summus philosophus für das Mittelalter.

Die Antike und die christliche Scholastik sind in mancherlei Dingen unterschieden. Die Antike war noch keinem katholischen das heißt allgemeinen Kirchendogma unterworfen. Darum konnte die kirchenfeindliche Renaissance die Antike gegen das Christentum ausspielen, nach den damaligen Namenswertungen Platon gegen Aristoteles. Jetzt geht die Renaissance ihrem Ende entgegen. Wir sind so kirchenfremd geworden, daß wir fast nicht mehr kirchenfeindlich sind. Gegenüber unserem Erkenntnisdrang, der durch erkenntnistheoretische Untersuchungen zur Kritik der Sprache geführt hat, fließt antike Philosophie und christliche Scholastik zu einer uniformen Masse des Wortaberglaubens zusammen. Aus dieser Masse heben geniale Vorläufer der neuen Weltanschauung ihre Häupter empor. Aristoteles gehört nicht zu diesen Vorläufern.

Das wird wohl auch die Meinung Goethes gewesen sein, der in der „Geschichte der Farbenlehre“ mit Liebe von

Platon, aber trotz traditioneller Achtung mit tiefsinniger Ironie von dem Praktiker Aristoteles spricht. Platon verhalte sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebe, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Er dringe in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. „Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Übrige gleichgiltig."

Stärker hat sich der andere deutsche Mann, Luther, den sein christlicher Eifer vor dem Dogma vom klassischen Altertum bewahrte, über Aristoteles ausgesprochen. Den Fürsten der Finsternis nennt er ihn gelegentlich einmal. Und in der prachtvollen Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" (137 f.) sagt er gründlich seine Meinung. „Die Universitäten bedürften wohl auch einer guten starken Reformation; ich muß es sagen, es verdrieße wen es will . . . Hier wäre nun mein Rat, daß die Bücher Aristotelis, Physicorum, Metaphysicae, de Anima, Ethicorum, welches bisher die besten gehalten, ganz würden abgetan mit allen andern, die von natürlichen Dingen sich rühmen, so doch nichts darinnen mag gelehrt werden, weder von natürlichen noch geistlichen Dingen; dazu seine Meinung niemand bisher verstanden, und mit unnützer Arbeit, Studieren und Kosten, so viel edler Zeit und Seelen umsonst beladen gewesen sind. Ich darfs sagen, daß ein Töpfer mehr Kunst hat der natürlichen Dinge, denn in den Büchern geschrieben stehet. Es tut mir wehe in meinem Herzen, daß der verdammte, hochmütige, schalkhaftige Heide mit seinen



HANS HOLBEIN D. J. „CHRISTUS DAS WAHRE LICHT" 1527

[Rechte Seite der Zeichnung]

Die Geistlichkeit folgt dem Aristoteles in den Abgrund, wohin Platon schon vorangegangen ist

falschen Worten so viel der besten Christen verführet und genarret hat. Gott hat uns also mit ihm geplagt, um unserer Sünde willen."

Und Luther antwortet zugleich auch im voraus dem Zetern der Schule, den Zunftgelehrten: „Darf mir niemand auflegen, ich rede zuviel, oder verwerfe das ich nicht wisse. Lieber Freund, ich weiß wohl was ich rede, Aristoteles ist mir sowohl bekannt, als dir und deinesgleichen; ich habe ihn auch gelesen und gehöret, mit mehrerm Verstand, denn St. Thomas oder Scotus, des ich mich ohne Hoffahrt rühmen, und wo es not ist, wohl beweisen kann. Ich achte nicht, daß so viel hundert Jahre lang so viel hoher Verstand darinnen sich verarbeitet haben. Solche Einreden fechten mich nimmer an, wie sie wohl etwa getan haben; sintemal es am Tag ist, daß wohl mehr Irrtum mehrere hundert Jahre in der Welt und Universitäten geblieben sind."

ARISTOTELES

Opera graece. Theophrasti de historia plantarum libri X, et de causis plantarum libri VI.

Venetiis, impress. dexteritate Aldi Manucii 1495—98. 5 voll. in Fol.

I. Organon Nov. 1495.
II. Aristotelis vita ex Laertio 1497.
III. De hist. animal. libri novem 1497.
IV. Theophrasti historia plantarum, Aristotelis problemata, Alexander Aphroditiensis, Aristotelis Mechanica, Ejusdem metaphysica, Theophrasti metaphysica } 1497.
V. Ethicorum ad Nicomachum lib. X. 1498. Economica.

Aristoteles, graece (et latine interpret. variis) ex recens. Imm. Bekkeri, edit. Academia regia Borussica Berolini, 1830—37 4 voll. 4°.

Opera omnia gr. et lat. cum indice nomin. et rer. absolutissimo. Pariis. A. F. Didot 1848. 4 voll. gr. 8°.

Werke. Griechisch und Deutsch und mit sacherklär. Anmerkungen 1/5 Leipzig 1853/74.

— 34 Bändchen (Osiander & Schwab) Stuttgart 1833/62.

— Deutsch von versch. Übersetzern 7 Bde. in 77 Lief. Stuttgart 1855/73.

Aristotelis Stagiritæ Peripateticorum principis Organum. Morgiis 1584.

Übersetzungen und Erläuterungen von J. H. v. Kirchmann. (Philosophische Bibliothek) Leipzig.

A. Stahr. Aristoteles bei den Römern. Leipzig 1834.

— — Aristotelia. Berlin 1832.

G. Gutkius. Logicæ divinæ seu peripateticæ libri duo. Berlin 1631.

G. H. Lewes. Aristoteles, deutsch von J. V. Carus. Leipzig 1865.

R. Eucken. Über den Sprachgebrauch des Aristoteles. Berlin 1868.

U. v. Wilamowitz-Moellendorf. Aristoteles und Athen. Berlin 1893.

F. A. Lange. Geschichte des Materialismus. Leipzig 1896.

A. Trendelenburg. Geschichte der Kategorienlehre (historische Beiträge I). Berlin 1846.

A. Trendelenburg. Logische Untersuchungen. Berlin 1840.

A. Trendelenburg. Kleine Schriften. Leipzig 1871.

H. Grimm. Fünfzehn Essays, dritte Folge. Berlin 1882.

A. Springer: Raffaels Schule von Athen (Graphische Künste Jahrgang V). Wien 1883.

Luther. Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation.

Goethe. Geschichte der Farbenlehre.




DIE
LITERATUR

DIE KUNST

SAMMLUNG ILLUSTRIERTER MONOGRAPHIEN

Herausgegeben von

RICHARD MUTHER

Bisher erschienen:

Band I. Lucas Cranach von Richard Muther.
Band II. Die Lutherstadt Wittenberg von Cornelius Gurlitt.
Band III. Burne-Jones von Malcolm Bell.
Band IV. Max Klinger von Franz Servaes.
Band V. Aubrey Beardsley von Rudolf Klein.
Band VI. Venedig als Kunststätte von Albert Zacher.
Band VII. Edouard Manet und sein Kreis von Jul. Meier-Graefe.
Band VIII. Die Renaissance der Antike von Richard Muther.
Band IX. Leonardo da Vinci von Richard Muther.
Band X. Auguste Rodin von Rainer Maria Rilke.
Band XI. Der moderne Impressionismus von Jul. Meier-Graefe.
Band XII. William Hogarth von Jarno Jessen.
Band XIII. Der Japanische Farbenholzschnitt. Seine Geschichte — sein Einfluss von Friedr. Perzyński.
Band XIV. Praxiteles von Herman Ubell.
Band XV. Die Maler von Montmartre [Willette, Steinlen, T. Lautrec, Léandre] von Erich Klossowski.
Band XVI. Botticelli von Emil Schaeffer.
Band XVII. Jean François Millet von Richard Muther.
Band XVIII. Rom als Kunststätte von Albert Zacher.
Band XIX. James Mc. N. Whistler von Hans W. Singer.

Fortsetzung auf nächster Seite

BARD, MARQUARDT & CO., BERLIN W. 57

Urteile der Presse über

DIE KUNST

Herausgegeben von

RICHARD MUTHER

Die Kunst (München, Bruckmann), Heft 16, 1903:

Unter demselben Titel, wie diese Zeitschrift „Die Kunst" das ganze Universum des künstlerischen Schaffens also bezeichnend, gibt Richard Muther neue künstlerische Monographien heraus. Temperamentvoll wollen die Bändchen einzelne Künstler und Kunstgebiete begreifen machen. Die zünftigen Historiker werden schon deshalb daran viel zu nörgeln haben, ein freies und leichtbewegliches Völkchen aber von Kunstfreunden, von solchen, die nicht durch vergilbte Folianten zu künstlerischem Mitgeniessen, sondern durch Freunde der Künstler sich führen lassen wollen, wird sich freuen über diese reizvoll ausgestatteten Bändchen und freudig wird es seinen wort- und seelbegabten Führern folgen, wie einst die Jugend hinter der verlockenden Pfeife des Rattenfängers zu Hameln.

Neue Freie Presse, Wien, v. 10. 8. 1903:

Es ist nun ein wahres Verdienst, in einem kleinen wohlfeilen Buche alles zu sagen, was von einem bedeutenden Kunstinterpreten den weitesten Kreisen über Leonardo gesagt werden kann, mit vielen Andeutungen für solche, die auch tiefer gründen wollen, ein weiteres Verdienst, diesem Buche eine so ebenmässige Ausstattung zu geben, wie wir sie hier finden. Die Auswahl der Reproduktionen ist so instruktiv, dass, wer nur sie durchsieht, schon den Gedankengang des Textes errät. Dieses kleine Buch mag eine Art Leonardo-Brevier sein, darin man immer wieder blättern und lesen kann, nie ohne neue Erbauung.

Hamburger Fremdenblatt v. 21. 2. 1903:

Richard Muther, der bekannte Kunsthistoriker, hat mit der Schaffung dieser Bibliothek die deutsche kunsthistorische Literatur um ein Werk bereichert, das namentlich denjenigen willkommen sein wird, die einen Schrecken vor dickleibigen Kompendien der Kunstgeschichte haben und doch gern von kundiger Hand in die neuesten Forschungen und Ansichten eingeführt werden möchten. In sehr hübsch und modern ausgestatteten kartonierten mit Kunstbeilagen versehenen Bändchen, die um den geringen Preis von 1.25 M. zu kaufen sind, geben kunstverständige Verfasser, an der Spitze natürlich der Herausgeber selbst, Monographien und Charakteristiken einzelner Kunstepochen und bedeutender Künstler, die, populär geschrieben, schnell in den Geist der verschiedenen Kunstepochen einführen. In demjenigen, der sich den geistigen Inhalt dieser Bände aneignet, wird sicher die Lust gesteigert werden, sich immer eindringlicher mit der Geschichte der Kunst zu beschäftigen.

J. V. Widmann schreibt im Berner „Bund" vom 21. 12. 1902:

Kunstbüchlein wunderzierlicher Art sind die von Richard Muther im Verlage von Julius Bard herausgegebenen Bändchen. . . .

Litterarisches Echo No. 20, 1903:

Diese handlichen und liebenswürdigen monographischen Darstellungen, in denen sich Leonardo und Manet, Lucas Cranach und Beardsley, Hogarth und Toulouse-Lautrec zu einem pikanten Reigentanz die Hand reichen, haben sich rasch die Gunst des Publikums erobert, was nicht in allen Fällen ein bedenkliches Zeichen zu sein braucht. Mit Eleganz, aber durchaus nicht ohne solide Grundlage, werden hier näher und ferner liegende Themata besprochen, während ein paar mit Geschmack eingefügte Illustrationen die Stimmung verstärken.

Blätter für Bücherfreunde vom 5. Febr. 1903:

Die Bändchen bilden in ihrer geschmackvollen, soliden und vornehmen Ausstattung eine Zierde unseres modernen Buchgewerbes und so können wir dieses so brillant eingeleitete Unternehmen der Aufmerksamkeit unserer kunstfreundlichen Leser auf das dringendste empfehlen.

Antiquitäten-Rundschau vom 3. Juni 1903:

Ein reizendes und wichtiges Unternehmen zugleich! Frische, frohe Wanderungen durch die Kunstgeschichte, in Form packender, auch poetisch wertvoller Stimmungsplaudereien, die uns „schmerzlos“ die zahllosesten Dinge beibringen, die man als gebildeter Mensch wissen sollte. Die Namen der Schilderer bürgen für meisterliche Behandlung der Themata. Der äussere Schmuck der liebenswürdigen Bändchen — nach ihrer Ausstattung geradezu fabelhaft billig genannt werden müssen! — und die allererste Illustrationstechnik, die verwendet ist, passen würdig zum Inhalt.

Wiener Extrablatt vom 7. 12. 1902:

Eine glückliche Idee kommt zur Ausführung; von den gediegensten Kräften zur Ausführung. Es gibt ja viele gute Ideen, aber stümperhafte Hände machen aus ihr unzählige Taten. Auf dem Werke „Die Kunst“ liegt der Glanz vornehmster Durchführung. Es ist ein frohes Wandern durch das Zauberreich der Kunst, und kein Geringerer, als Richard Muther macht uns den Führer . . .

Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung vom 3. 1. 1903:

Mit grossem Genuss liest man das hübsche Büchlein über Wittenberg von Cornelius Gurlitt. Flott, temperamentvoll und stark subjektiv geschrieben, verletzt es doch niemals den guten Geschmack. Noch nie hat uns jemand so kundig durch die Lutherstadt geführt.

Internationale Revue No. 52, Januar 1903:

Man kann es kaum verstehen, wie es möglich ist, für einen so niedrigen Preis eine nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Veröffentlichung zu bieten. Die Illustrationen allein sind kleine Meisterwerke der Vervielfältigungskunst. Sicherlich werden diese Bändchen viel zur weiteren Popularisierung von Kunst und Künstlern beitragen.

Wiener Zeitung vom 3. 1. 1903:

Der Verleger hat die handlichen Bändchen zierlich und geschmackvoll ausgestattet, Druck, Papier und Bildergaben sind vortrefflich, die ganze Pracht wird zu einem geradezu lächerlich wohlfeilen Preise abgegeben.

Vossische Zeitung vom 18 12. 1902:

. . . Die beste Aussicht auf Erfolg hat eine im Verlage von Julius Bard in Berlin erscheinende Folge, die sich unter dem weiten Titel: „Die Kunst" und mit Richard Muther als Herausgeber einführt . . . Die Ausstattung der kleinen Büchlein ist eine gefällige und solide; Papier und Satz sind gut und klar, die Abbildungen sind fast durchweg gelungen; kurz: äusserlich unterscheidet sich das Unternehmen in vorteilhafter Weise von dem Gros der Künstler-Monographien". . .

Frankfurter Zeitung vom 9. 10. 1903:

Albert Zacher: Venedig als Kunststätte. Das schmucke Büchlein, das den 6. Band der von Richard Muther unter dem Titel „Die Kunst" herausgegebenen illustrierten Monographien bildet, kann allen Besuchern der einzigen Lagunenstadt als Führer durch die dortigen Kunstschätze aufs beste empfohlen werden. Es ordnet mit vielem Geschick den Stoff nach den Bedürfnissen und der Bequemlichkeit des durch die „calli" (Gassen), über Plätze und Kanäle hinspazierenden Reisenden, in dessen Rocktasche es, dank seinem angenehmen Format, leicht Platz findet, zugleich ermöglicht ein genaues Sachregister, alle etwa gewünschte Aufklärung und Belehrung jederzeit rasch zu finden. Und die Mitteilung dessen, was an ästhetischen und historischen Kenntnissen zu einem verständnissvollen Genusse erforderlich scheint, geschieht überall in einem flotten, leichten Plauderton. Auch denen, die Venedig wieder einmal in der Erinnerung geniessen wollen, wird das Buch mit seinen vorzüglichen Photographien und Heliogravüren dabei ausgezeichnete Dienste tun.

Münchener Neueste Nachrichten vom 22. 12. 1902:

Wir wüssten zum Lobe der ersten, inhaltlich und in der äusseren Erscheinung höchst anziehenden Bändchen nichts Besseres zu sagen als dies, dass sie vollauf das Versprechen erfüllen, das die Herausgeber in dem dem ersten Bande vorausgeschickten kurzen Programm geben. Wenn auch die folgenden Bändchen diesem Versprechen so treulich und glücklich nachkommen wie die ersten, dann darf der ganzen Sammlung der schönste Erfolg gewünscht und mit Sicherheit vorausgesagt werden.

Wiener Montagszeitung v. 5. 1. 1903:

. . . Die Hauptbedingungen für das Gedeihen dieses Unternehmens, Gediegenheit bei Billigkeit, sind erfüllt . . . Bei der Beschränktheit des Raumes, eine Reihe von künstlerisch wertvollen Essays zu bieten, das ward überhaupt nur dadurch möglich, dass von Muther ausschliesslich die hervorragendsten Kunstgelehrten zur Mitarbeit herangezogen wurden.

Kunst für Alle, Heft 10, 1903:

Was noch weit mehr als die Vielseitigkeit der besprochenen Themata die Mutherschen Monographien von all den andern unterscheidet, ist die Art, wie die einzelnen Verfasser das Thema behandeln. Mit der Masse der populären Monographien zur Kunstgeschichte nimmt ja leider die Zahl derer zu, die wohl ein gewisses Mass kunstgeschichtlicher Kenntnisse besitzen, aber die weder Liebe zur Kunst und noch viel weniger eine Ahnung vom Schaffen und Wollen des Künstlers, von der Seele der Kunst haben. Die bisherigen Mitarbeiter der Mutherschen Kunst sind wirkliche Freunde und Kenner der Kunst und der Künstler, die wir durch sie kennen lernen sollen.

Einige Urteile der Presse über

DIE MUSIK

Herausgegeben von

RICHARD STRAUSS

Nationalzeitung, Berlin, v. 18. März 1904:

. . . Jeder Band enthält eine Anzahl wertvoller Kunstbeilagen; die bisher herausgegebenen Bände weisen eine bemerkenswerte schöne Ausstattung auf. Göllerichs „Beethoven" versucht mit Glück, den riesigen Stoff in knappen Formen zu erschöpfen. So weit eine räumliche Beschränkung bei der Behandlung des Themas zulässig und durchführbar ist, hat der Verfasser in der Tat in seinem Büchlein anerkennenswertes geleistet. Das Bild des grossen Tonmeisters ersteht in der Behandlung des Vorwurfes anschaulich und plastisch vor uns. Wir können einen Einblick tun in den Lebensgang des Meisters und gewinnen eine klare Übersicht über das unvergänglich Grosse und Erhabene, das Beethoven geschaffen. Oskar Bies „Intime Musik" ist ein reizvolles, anregendes Buch. Es führt den Leser in das Heiligtum des Kunstgenusses ein, das sich fern von dem Lärm der Konzertsäle dem feiner empfindenden Musikfreunde erschliesst. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die Gleise, die ihm sein Thema vorzuschreiben schien. Was er an allgemeinen Anschauungen über Musik und künstlerische Wirkung sagt, ist überaus fesselnd und belehrend, hauptsächlich dazu geeignet, zum Nachdenken über das Wesen der musikalischen Kunstübung anzuregen. Das „Wagner-Brevier" Hans von Wolzogens bringt eine interessante Einleitung, die von Wagner und seinem Kunstwerke eine fesselnde Darstellung entwirft. Den Inhalt des Breviers selbst bilden Auszüge aus den Gesammelten Schriften und Dichtungen des Meisters. Diese Zusammenstellung von Aussprüchen und Anschauungen Wagners wird den Verehrern des grossen Tonsetzers gewiss willkommen sein. Bruneaus „Geschichte der französischen Musik" ist von Max Graf in das Deutsche übertragen worden. Gern folgen wir den Ausführungen des Verfassers, wenn er uns die Entstehungsgeschichte der französischen Musik schildert, willig lauschen wir dem eigenartigen Empfindungsausdruck, durch den er die Blüten der französischen musikalischen Kunst als Hervorbringungen kennzeichnet, die ihren Nährboden im Volke selbst gefunden haben.

Kissinger Blätter, No. 3, März 1904:

Der erste Band von August Göllerich behandelt Beethoven und ist in ganz ungewöhnlich feinsinniger Ausstattung hergestellt. Ein prachtvoll geschriebenes Vorwort von Richard Strauss, diesem gottbegnadeten Tonfürsten, leitet das ganze Unternehmen ein. Göllerich schildert uns in 84 Seiten einen Beethoven, wie wir ihn noch nicht geschildert bekamen. Es ist ein Werk, das seine Vielseitigkeit der Auffassung Beethovens wegen eine Kulturstudie genannt werden darf. Überall bringt der Verfasser allgemeine rein menschliche Gesichtspunkte auf die Bildfläche, die das Buch so überaus anziehend und belehrend gestalten. Ich kann

mir nicht denken, dass ein ernster Künstler diese geistig hervorragende einzig dastehende Schrift von Göllerich vermissen möchte in seiner Bibliothek, wenn er sie aufmerksam gelesen hat. Dazu ist das Werk mit Handschriften und Bildnissen des grossen Meisters überreich ausgestattet.

Deutsches Volksblatt, Wien, v. 9. 3. 1904:

. . . Tief ergriffen legt man diese Beethoven-Biographie zur Seite, die so ganz anders auf uns einwirkt wie die landläufigen Lebensbeschreibungen „berühmter Männer", denn eine Künstlerhand hat darin ein ergreifendes Bild von dem einsamen Musiktitanen geschaffen, dessen Werke, wie Wagner sagt, die ganze moderne Zivilisation auslöschen wie das Tageslicht den Lampenschein.

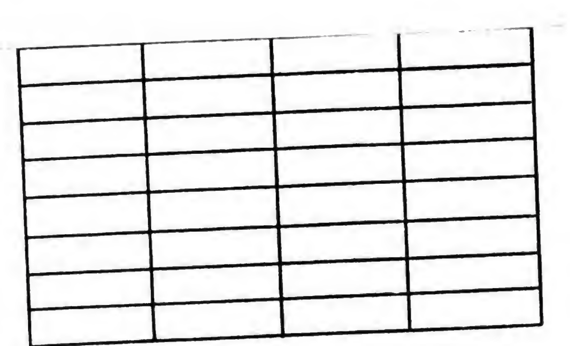
Der Bund, Bern, v. 25. 3. 1904:

Die vier Bändchen gehören schon äusserlich zum Hübschesten, was man sehen kann.

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Literatur und Musik No. 12 v. 24. 3. 1904:

August Göllerich, ein berufener und feinfühliger Ästhetiker und Musiker, hat in seiner ungemein vornehmen und würdigen Darstellung Beethovens ein vorbildliches Werk, wie ein Künstlerleben zu beleuchten und zu behandeln ist, gegeben. Auf räumliche Grenzen und auf Ermöglichung eines billigen Anschaffungspreises streng angewiesen, verstand Göllerich doch nicht nur den grossen Musiker und den Reformator seiner herrlichen Kunst, sondern auch den erhabenen Menschen und Dulder, den rastlos seinen gewaltigen Idealen in Selbstaufopferung nachstrebenden Meister vollendet zu charakterisieren. Beethovens Leben entrollt sich in dem gehaltvollen, bleibenden Wert besitzenden Buche Göllerichs von der Wiege bis zum Grabe. Aller seiner seltenen Herzenseigenschaften ist mit bewundernder Verehrung und vollkommener Wahrheit gedacht. Mit Recht wählte der Autor die genaue chronologische Folge für die Durchführung der prächtigen Monographie. Seine treffenden Analysen der Beethovenschen Schöpfungen gewinnen dadurch an überzeugender Beweiskraft, auch erscheint die ununterbrochene Verbindung zwischen dem künstlerischen Schaffen und dem Lebensgange Beethovens für die Würdigung der niemals vergänglichen hohen Werke des Meisters von unwiderlegbarer Beweiskraft. Möchten alle zur Mitarbeiterschaft an der Sammlung „Die Musik" berufenen Autoren in gleich glücklicher Vereinigung reichen Könnens und tiefen Verständnisses ihren schönen Aufgaben gerecht werden, wie August Göllerich, und das neue Unternehmen ist allerorts glänzender Aufnahme sicher. Wir kommen mit aufrichtigem Vergnügen auf dessen weitere Abteilungen zurück und wollen nur nochmals heute auf den wertvollen, graphisch vollendeten Bilderschmuck hinweisen, der im ersten Bande nicht nur die besten Bildnisse Beethovens, sondern Autographen von seinen Kompositionen, Briefen u. s. w. in schöner Auswahl vereinigt.

Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte



Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte

